Johannes Traugott Rentsch
1836.

224387

<36603666570014

<36603666570014

Bayer. Staatsbibliothek

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Siebenzehnter Band.

Reise durch das südliche Frankreich.

Erster Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Wegd 168140

A*Ber

Bayerische
Staatsbibliothek
München

(17992)

Reise

von

Paris

durch

das südliche Frankreich

bis

Chamouny.

Erster Theil.

Einleitung

zur zweiten Auflage. Im Jahre 1824.

Beinahe acht Jahre sind verflossen, seit ich diese Beschreibung meiner Reise durch das südliche Frankreich dem Publikum zum ersten Male vorlegte, das mit nachsichtsvoller Theilnahme sie aufnahm; beinahe zwanzig, seit ich jenes schöne, von der Natur überreich gesegnete Land verließ, und die in diesem, verhältnißmäßig kurzen Zeitraume sich zusammendrängenden großen Begebenheiten haben gewiß auch dort manche bedeutende Veränderung herbeigeführt. Diese Veränderungen können indessen gerade auf die Hauptgegenstände meiner Beobachtung nur wenig Einfluß gehabt haben; denn das verworrene leidenschaftliche Treiben des Menschen vermag es nie, die Natur aus ihrem ewigen Gleise zu bringen. Die Rebe grünt, die Rose duftet in glühender Farbenpracht, der steile Fels hebt das zackige Haupt stolz zu den Sternen empor im Kriege wie im Frieden. Das auf Erden vergoßne

Blut trübt den blauen Himmel nicht, er wölbt sich in ungestörter Klarheit über ein Schlachtfeld voll Leichen, wie über ein Thal voll glücklicher arbeitsfroher Menschen. Die Werke der ewigen Kunst, die großen Ueberbleibsel einer mächtigern Vorzeit blieben ebenfalls von aller Verwirrung unangefochten, und trotz den Stürmen, die an ihm vorübertobten, steht das maison quarré noch in Nismes da, wie es vor tausend Jahren stand.

Auch mit den Bewohnern des Landes wird es nicht anders seyn; das Gemüth des Menschen ist zwar ein leicht bewegliches, doch nicht so der, durch Nationalität und lange Gewöhnung bedingte Charakter eines ganzen Volkes. Aeußerlichkeiten können beide eine Weile unterdrücken, doch werden sie immer schnell wieder hervorbrechen, sobald eine ruhigere Zeit eintritt. Uud überdies eignet unter allen Bewohnern von Europa sich gerade der Franzose am wenigsten dazu, fremde Sitten und Meinungen anzunehmen, wozu er freilich in der letzten Zeit Gelegenheit genug gehabt hätte. Ihm ist Frankreich noch immer das Universum und Paris die Hauptstadt der Welt. Vom Gipfel seiner Vortrefflichkeit blickt er mitleidig auf uns

übrigen Barbaren herab; findet er bei uns etwas lobenswerth, so erklärt er es für beinah so gut, als sey es französischen Ursprungs, und glaubt ein großes Wort damit ausgesprochen zu haben.

In den französischen Städten mag sich indessen jetzt freilich, besonders im geselligen Leben, manche Abweichung von dem ehemals Gebräuchlichen spüren lassen, welche die veränderte Zeit herbeiführte; doch mehr in Paris selbst, als in den größern Städten der Provinz, in welchen der Handelsgeist dominirt. Die Hauptstadt von Frankreich war von jeher dem Chamäleon zu vergleichen, das im ewigen Wechsel die Farbe verändert; aber die Urform bleibt dennoch immer dieselbe, wie eben bei jenem Thiere auch, wenn gleich der Theil desselben jetzt weiß erscheint, der noch vor wenigen Augenblicken blau war.

Zur Zeit unseres Aufenthaltes in Paris blendeten die, größtentheils aus tiefer Dunkelheit plötzlich zu Reichthum und Ansehen gelangten Emporkömmlinge die Augen der Welt, und die glänzende Einrichtung ihrer Häuser wie ihrer Feste wurde in Zeitschriften und Reisebeschreibungen mit oft ermüdender Kleinlichkeit der deutschen Lesewelt auf

das allerdeutlichste auseinandergesetzt. Ich mochte daher, als diese Blätter zuerst erschienen, auf jenem nur zu sehr betretnen Felde mich nicht ebenfalls antreffen lassen. Doch jetzt hat sich die Scene geändert, der französische Adel trat wieder in seine althergebrachten Rechte, und jene sogenannten nouveaux riches sanken größtentheils in ihr ursprüngliches Dunkel zurück, sammt ihrem eitlen Prunken mit schnell und mühelos erworbenen Reichthümern, zu dem man so leicht sich verleiten läßt, wenn man nicht durch Gewöhnung von Jugend auf es lernte, die goldne Last würdig zu tragen. Ihre Zeit ist beinahe schon der Vergessenheit übergeben, und doch war sie in ihrer Art zu merkwürdig, um dieser ganz anheim fallen zu dürfen. Mein während jener Reise geführtes Tagebuch liegt noch vor mir, Erinnerung lebt noch frisch und lebendig in meinem Geiste, und so versuche ich denn jetzt, was ich früher nicht unternehmen mochte, indem ich, wenn gleich nur mit leichten crayonartigen Zügen ein skizzenhaftes Bild von Paris entwerfe, wie es mir damals erschien.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

P a r i s.

Noch nie hatte uns etwas seltsamer überrascht als die Einfahrt von Paris, doch wahrlich nicht durch ihre Pracht. Auf einer sehr schlecht gehaltnen Kunststraße fuhren wir von dem, sechs Posten von Paris entfernten Städtchen Peronne, wo wir die Nacht zugebracht hatten, an mehreren, aus lauter armseligen Lehmhütten bestehenden Dörfern vorbei. Keine prächtigen Villas, von weitläuftigen Gartenanlagen umgeben, keine hübschen Landhäuser, in welchen der arbeitsmüde Städter Erholung sucht, verkündeten uns hier, wie Meilen weit vor London und Amsterdam, die Nähe der großen Hauptstadt. Auch kam uns hier weder das bunte Gewühl von Reisenden entgegen, noch weiterhin die Menge der schönen Equipagen und eleganten Reiter, welche rings um jene Städte das in diesen wogende rege Leben schon von ferne bemerkbar machten. Wir begegneten nur einigen

schwer beladenen Frachtwagen, vielen schlecht gekleideten und noch schlechter beschuheten Fußgängern, die mühsam gegen die kothige Straße ankämpften, hauptsächlich aber mehreren großen Heerden Ochsen, welche der Hauptstadt zugetrieben wurden, und deren mitunter sehr beschwerliche Begleitung uns lebhaft an die Klagen erinnerte, welche Boileau schon vor mehr als hundert Jahren bei einer ähnlichen Gelegenheit über sie laut werden ließ.

Immer erwartend, daß es anders und besser kommen werde, sahen wir uns mit einem Mal in einer von unansehnlichen Häusern eingefaßten Straße, wie jede Landstadt in Deutschland sie aufweisen kann. Ohne allen Aufenthalt fuhren wir an einem Schlagbaume vorüber, den wir eben deshalb kaum bemerkten, und nun öffnete sich uns ein Labyrinth von krummen und geraden, breiten und schmalen Gassen und Gäßchen, von denen eine immer schmutziger aussah als die andre. Das währte so wohl eine halbe Stunde lang. Verwundert sahen wir im Wagen einander an. Sind wir denn wirklich in Paris? fragten wir uns, ist dieses la Capitale du monde?

Doch jetzt bog der Wagen um eine Ecke, und wir befanden uns mitten auf den Boulevards. Die artigen Häuser, zum Theil mit Gärtchen davor, die vielen Buden, die Zelte, die von schönen Bäumen eingefaßten Alleen, das lustige Gewimmel der Spazierengehenden und Fahrenden; alles zeigte sich um so lebendiger, als es schönes Wetter und obendrein Sonntag war, und es freute uns, mitten in die Pariser Volkslust uns versetzt zu finden. Doch die von unserer Reisegesellschaft, welche Paris vor der Revolution gekannt hatten, wollten auch hier, auf diesem allgemeinen Tummelplatze des Vergnügens, einen großen Abstand gegen ehemals gewahr werden; sie behaupteten, nur noch den Schatten von dem zu sehen, was er gewesen sey, und vermißten vor allem die prächtigen Equipagen, die sonst in langen Reihen hier zu glänzen pflegten. Wahr ist es, wir begegneten fast keinen andern Fuhrwerken als Kabrioletten und Fiakern; letztere sahen aber ziemlich elegant aus, besser und reinlicher sogar als die in London, was ehemals in Paris nicht der Fall gewesen seyn soll.

In dem großen eleganten Hotel, in welchem

wir bald darauf abstiegen, vermißten wir mehr als je die Komforts von Altengland und dessen nie genug zu preisenden Gasthöfe. Das palastartige Gebäude, in welchem wir unsre Wohnung aufschlugen, war ehemals die der Ducs de Grammont gewesen, und die ganze Einrichtung desselben erinnerte uns täglich daran, daß weder der Erbauer, noch die ehemaligen Besitzer desselben sich die Möglichkeit gedacht hatten, es könne zu seiner jetzigen Bestimmung herabgewürdigt werden. Die Duchesse selbst hatte die Reihe von Zimmern ehemals bewohnt, die wir jetzt einnahmen. Sie waren hoch und geräumig, die Fenster derselben gingen auf einen artigen kleinen Hausgarten hinaus; denn wegen des ewigen Geräusches in den Straßen pflegt man in Paris gern die vordere Seite der Häuser zu meiden. Unsere Wände waren von oben bis unten mit seidnen Tapeten, mit Vergoldungen und großen Spiegeln bedeckt, von denen aber keiner so angebracht war, daß man beim Ankleiden sich bequem seiner bedienen konnte. Alles Geräthe in den Zimmern war so kostbar, daß die Wirthin uns gern gebeten hätte, es gar nicht zu gebrauchen. Ueberall standen Uhren,

Vasen, Bronzen und Kandelabers uns im Wege, lauter um einen Spottpreis erkauftes Raubgut, während der Revolution aus den Häusern der Reichen und Vornehmen entwendet; und dabei vermißten wir dennoch fast alles, was man zum eigentlichen Bequemseyn bedarf. Von allen Seiten verstatteten Thüren und Fenster der Luft freien Durchzug, das Kaminfeuer, von ziemlich nassem Holze, vermochte nicht, diese hohen Räume zu erwärmen, und die mit keinem Teppich versehenen gebohnten Parketts erinnerten uns eben so sehr durch ihre Kälte, als durch ihre Glätte an die Freuden der Eisbahn auf der Hamburger Binnen-Alster.

Auch fanden wir es unbequem, daß wir genöthigt waren, sowohl Frühstück als Mittagsessen außerhalb dem Hause, in Kaffeehäusern und Restaurationen, entweder selbst zu suchen, oder es holen zu lassen. Doch diese Einrichtung mußte sich der Fremde von jeher in Paris gefallen lassen, und viele Einwohner dieser Stadt, besonders unverheirathete Männer, ergriffen sie aus freier Wahl; denn der wahre Pariser befindet sich nun einmal überall besser und lieber als zu Hause

Der weltberühmte Straßenkoth, durch den diese Stadt seit ihrer ersten Entstehung sich auszeichnete, erlaubte uns nicht, sie, besonders im Winter, zu Fuße zu durchstreifen. Wir mietheten sogleich einen sehr anständig aussehenden Wagen, den wir monatsweise, ziemlich theuer, bezahlten, der aber auch dafür von früh neun Uhr bis Mitternacht stets angespannt vor unsrer Thüre stand, eine einzige Mittagsstunde ausgenommen. Es war eine sogenannte Carosse de Remise, welche alle Vorrechte einer eignen Equipage besitzt, und deren es hier zum Dienste der Fremden viele hundert gibt. Sie dürfen überall vorfahren, wo die Fiaker sich in bescheidener Entfernung halten müssen, zum Beispiel an den großen Eingängen der Theater und in das Innere der Höfe großer Häuser, die hier alle mit Thorfahrten versehen sind.

Diesen Wagen benutzten wir fleißig, um in den Straßen von Paris herumzufahren, und auch das Aeußere dieser merkwürdigen Stadt kennen zu lernen. Unsere Ansicht derselben konnte indessen in dieser Hinsicht nur unvollkommen bleiben, wie jede, die man nicht anders als fahrend einer Stadt abgewinnen kann, indessen müssen

auch gerade im Aeußern die größten Veränderungen in Paris seitdem vorgegangen seyn. Der neue Kaiser ließ schon während der Zeit unsres dortigen Aufenthaltes an der Verschönerung seiner guten Stadt überall auf das eifrigste arbeiten; unendlich Vieles, das damals begonnen wurde, ist seitdem vollendet, und gewiß steht auch manches ausgeführt da, von dem wir nur, als von einem noch weit entfernten Plane, reden hörten. Dennoch liegt, bei dem großen Umfange der Stadt, eine schnelle, gänzliche Umwandlung derselben, außerhalb dem Gebiete der Möglichkeit; und gewiß bleibt sie noch lange, was sie damals lange schon war: eine der häßlichsten und schönsten zugleich, die man sich denken kann. Immer werden in ihr schöne breite Straßen, große, von Palästen umgebne Plätze an enge, winklige und dennoch lebensvolle Gassen grenzen, in welchen der Fremde zwischen dem Gewühle rasselnder Wagen und eilig laufender Fußgänger nur mit Zagen sich durchzuwinden vermag, während das Getöse der ewig rollenden Räder, das Schreien der ihre Waaren ausrufenden Verkäufer, das Lachen und Fluchen und Toben des Volkes alle seine

Sinne betäubt. Hier gibt es keine breiten Fußwege an den Seiten der Straßen wie in London, die vor dem Ueberfahrenwerden schützen könnten, während das über allen Begriff schlüpfrige Steinpflaster jeden Schritt unsicher macht. Die ächten Pariser empfinden indessen wenig von dieser Unbequemlichkeit. Mit der Sicherheit eines Seiltänzers werfen sie sich zwischen die Wagen und winden durch alle Gefahren sich muthig hindurch. Selbst wohlgekleidete Frauen und Mädchen laufen behende über ungangbar scheinende Stellen hin, und selten verräth der Saum des Kleides, der feine weiße Strumpf, der nette Schuh, welche Wege sie zu überwinden gehabt haben.

Dennoch würden sicherlich viele hundert, vielleicht Tausende von Menschen alljährlich in Paris unter den Hufen der Rosse den Tod finden, was auch nach Merciers Tableau de Paris vor der Revolution der Fall gewesen seyn soll, wenn nicht die allgegenwärtige Polizei ihren mächtigen Arm über die Fußgänger schützend ausbreitete. Wir selbst wurden einmal von einem ihrer Beamteten höflich gebeten, auszusteigen und in einem Laden in der Straße St. Honorée einzutreten, bis ein

andrer Wagen für uns herbeigeschafft werden könne, während ein Paar seiner Kameraden unsern Kutscher beim Kragen faßten, weil er, beim Biegen um die Ecke, mit einem der Räder einen alten Mann berührt hatte, ohne ihm jedoch den mindesten Schaden zuzufügen. Der Kutscher ward auf der Stelle nach dem Gefängnisse von Biçetre abgeführt, wo er vierzehn Tage bleiben mußte, und um den Herrn desselben ebenfalls zu strafen, wurden die Pferde auf einen Monat auf die Weide geschickt, ohne arbeiten zu dürfen. Dieses Gesetz ward überall auf das strengste und ohne Ansehen der Person in Ausübung gebracht, wie man uns versicherte.

Die Häuser in Paris sind fast alle vier bis fünf Stockwerke hoch, viele noch höher, und daß sie die breite und nicht, wie meistens in London und Amsterdam, die Giebelseite der Straße zuwenden, gibt ihnen im Durchschnitt ein Ansehen von bedeutender Größe. Doch trifft man mitten in langen Reihen palastähnlicher Gebäude auch oft auf kleine elende Baracken, die einen traurigen Abstich mit jenen bilden. Die größtentheils nicht breiten Straßen im Innern der Stadt erhalten

durch die gewaltige Höhe der Häuser etwas düsteres, kellerartiges, dennoch gewähren sie einen imposanten Anblick, besonders Abends, wo man die Fenster oft bis hoch unter das Dach erleuchtet sieht, während das, noch weit nach Mitternacht in den Straßen fortdauernde Getöse gleich Meereswogen zu ihnen dumpf emporbraust.

Wer niemals das immer rege Leben einer wirlich großen Stadt gesehen hat, kann sich unmöglich einen Begriff davon machen; in London schien es uns minder gewaltig, weil es über einen weit größern Raum sich verbreitet; denn dort bewohnt fast jede Familie ein kleines Haus für sich allein, wodurch die Stadt an Umfang bedeutend gewinnt. Paris besteht aber aus drei bis vier über einander aufgethürmten Städten, deren weit mobilere Bewohner sich alle unten, in einem verhältnißmäßig kleinen Raum herumdrängen müssen.

Solch ein großes Haus in Paris umschließt eine kleine Welt; denn nur wenige, auf fürstlichem Fuße lebende Familien bewohnen ein ganzes Hotel für sich allein. Das nämliche Dach bedeckt oft den ausschweifendsten Luxus neben der drückendsten Armuth. Eine ganze Familie kämpft

im fünften Stocke gegen Hunger und Kälte mühsam an, während drei Treppen tiefer ein lucullisches Gastmahl gefeiert wird, und der fröhliche Klang der Geigen und Flöten, bei welchem, im ersten Stocke, der Namenstag einer schönen Frau mit einem glänzenden Balle gefeiert wird, dringt oft im zweiten bis an das Schmerzenslager eines mühsam und widerwillig vom Leben sich Abwendenden, und mischt sich mit furchtbarer Ironie unter das laute Weinen seiner um ihn versammleten trostlosen Kinder. Man wird geboren, man lebt, man stirbt, man freut sich oder man verzweifelt; Niemand im Hause, außer denen, die es zunächst berührt, erfährt etwas davon; und ich war kleinstädtisch genug, hierin etwas trostlos-unheimliches zu finden.

Die fast dem ganzen geplünderten Europa geraubten Kunstschätze waren, zur Zeit unsres Aufenthaltes in Paris, dort auf einem Punkte versammelt. Doch über diese hier etwas sagen zu wollen, wäre eben so überflüssig als anmaßend. Sie gewährten uns den reinsten, bleibendsten Genuß; und wenn gleich mühsam verhaltner Zorn in unsre Freude sich mischte, so konnten

wir es doch nicht unterlassen, unsern Glücksstern zu preisen, der hier uns gewährte, wonach wir von Jugend auf die höchste Sehnsucht fühlten, und was wir dennoch auf anderem Wege schwerlich errungen hätten. Wir mußten sogar die Liberalität lobend anerkennen, mit welcher hier dem Fremden es vergönnt ward, ohne Zwang, ohne Kosten, fern von jeder drückenden Beschränkung der Zeit, sich des Anblicks von Kunstwerken zu erfreuen, zu denen ihm früher, vielleicht im eigenen Vaterlande, wo sie die Zierde seines eignen Wohnortes ausmachten, der Zugang auf mancherlei Weise erschwert worden war. Wir brauchten nur unsere Fremdencharte vorzuzeigen; und zu allen der Kunst geweihten Gallerien und Sälen wurden die Thüren uns geöffnet, während dem eigentlichen Pariser der Zugang zu denselben nur an einzelnen dazu bestimmten Tagen erlaubt ward. Dieser aber behandelte dafür auch das ihm geöffnete Heiligthum wie eine gewöhnliche Promenade, die man besucht, um viele Leute zu sehen, und von vielen Leuten gesehen zu werden. Das Gedränge war an solchen öffentlichen Tagen unerträglich, das laute nichtssagende Geschwätz war

es nicht minder; und nachdem wir einmal an einem solchen in das Museum des Louvre gerathen waren, so hüteten wir uns gar sehr davor, zum zweiten Mal ein solches Versehen zu begehen.

Ich habe schon früher erwähnt, daß die Zeit unsres Aufenthaltes in Paris, in die der sogenannten nouveaux riches fiel. Rings umher sahen wir uns von Leuten umgeben, die, geblendet von dem hellsten Sonnenschein des Glückes, der urplötzlich über sie sich ergossen hatte, nicht wußten, wie ihnen eigentlich geschehen sey. Sie wunderten sich über sich selbst und suchten daher auch die Bewunderung Anderer zu erregen. Der Luxus, den sie in Hinsicht auf Wohnung, Tisch und Kleidung trieben, war bis zum Unglaublichen gestiegen; leider aber ging über diesen jeder feinere Lebensgenuß verloren, jener zarte Tact der Geselligkeit, jene angenehme Urbanität der Sitten, durch die sich früher der ächte Pariser ausgezeichnet hatte. Auch in der wahren Gastfreiheit blieben sie weit hinter dem gebildeten Norden zurück, obgleich die ersten Häuser in Paris, entweder an wöchentlich dazu bestimmten Tagen ihre Dinées gaben, oder zu solchen einluden, sobald eine ge-

wisse Anzahl an sie adressirter Fremder sich gesammelt hatte, was oft genug geschah. Die Freude führte bei solchen Festen nur selten den Vorsitz, oft aber die tödtendste Langeweile.

Man pflegte zwischen sechs und sieben Uhr sich zu versammeln, um dann sogleich mit etwa dreißig Herren und Damen, die einander wenig oder gar nicht kannten, an die Tafel zu eilen, welche mit silbernem und vergoldetem Tafelgeschirr, mit Krystall, Porzellan und einer Unzahl auf silbernen Wärmbecken gestellten kleinen Schüsseln beladen war.

Nie hatten wir solche Esser gesehen, wie die bei solchen Gelegenheiten mit eingeladenen Pariser Gäste, selbst die Frauen nicht ausgenommen; denn die Zeit ist längst nicht mehr, in der es zum guten Tone gehörte, zu thun, als lebe man von der Luft. Ihre Virtuosität im Essen grenzte wirklich an das Unmögliche; und die Bedienten, welche jeder Gast mit sich bringen mußte, und die hinter dem Stuhl ihrer Herrschaft stehen blieben, um jeden Befehl derselben auf das schnellste zu erfüllen, hatten vollauf zu thun. Wehe dem unglücklichen Fremdling, der bei solchen Gelegen-

heiten zu schüchtern war, um seine Wünsche laut werden zu lassen, oder dessen kurzes Gesicht ihn verhinderte, die Tafel gehörig zu überschauen, um das seinem Geschmack Anpassende für sich auszuwählen. Er stand in Gefahr, mitten im Ueberflusse darben zu müssen; denn außer der Suppe und dem Rindfleisch wurde nichts herumgereicht, alles Uebrige mußte man fordern. Auch waren rings um die Tafel Brillen und Lorgnetten in ewiger Activität, und die nachdenklichen, kunstverständigen Blicke, mit denen alles betrachtet und gewürdigt ward, lockte manches heimliche Lächeln uns ab. Daß es bei so ernstlicher Beschäftigung weder zu einem allgemeinen, noch sonst einigermaßen lebhaften Gespräch kommen konnte, versteht sich von selbst; zuweilen flüsterte man aus Höflichkeit seinem Nachbar ein paar Worte zu, doch immer ohne dabei den Hauptzweck der Zusammenkunft aus den Augen zu lassen. Die Franzosen essen schnell, in anderthalb Stunden war alles abgethan; und als brenne das Haus uns über dem Kopfe, eilte nun jedermann seinem Wagen zu, um entweder in einem der vielen Theater ein paar Stunden auszuruhen, oder bis gegen

eilf Uhr von einem Hause zum andern zu fahren und Visiten von zehn Minuten zu machen. Alle Welt klagte über diese Visiten, an denen Niemand Freude hatte, weder die, so sie empfingen, noch die, welche sie gaben; doch Niemand durfte dieser harten Pflichtübung sich entziehen, der nicht Lust hatte, als gesellig todt, der Vergessenheit übergeben zu werden.

Das so sehr verspätete Mittagsessen hat in Paris, wie beinahe in allen großen Städten, die Soupees verdrängt, die sonst gerade hier der Triumph heitrer verfeinerter Geselligkeit waren; man erinnert sich ihrer nur noch wie einer Sage der Vorzeit. An die Stelle jener fröhlichen, aus einem kleinen erwählten Kreise bestehenden Zusammenkünfte, waren jetzt sogenannte Soirees getreten, zu denen man von zehn Uhr an bis Mitternacht sich einstellen konnte; denn die Zeit des Kommens, Gehens und Dableibens war durchaus unbeschränkt; und wer sonst Lust dazu hatte, der konnte füglich drei bis vier derselben im Laufe eines Abends besuchen. In sehr brillanten Häusern fanden sie wöchentlich an dazu festgesetzten Tagen statt, an welchen die ein für allemal gelad-

nen Gäste sich einfinden konnten, so oft sie es wollten. In vielen andern Häusern wurde man jedes einzelne Mal förmlich eingeladen, und zwar immer im Namen der Frau vom Hause, nie von dem Herrn desselben. Die Freuden einer solchen Soiree waren indessen eben so mäßig als die Kosten, die, außer der immer sehr glänzenden Beleuchtung, bei solchen Gelegenheiten aufgewendet wurden; und wer nur Raum genug hatte, ein paar hundert Personen bei sich zu sehen, der konnte auf keine wohlfeilere Weise zu dem Ruhm gelangen, ein vornehmes glänzendes Haus zu machen und, wie man es damals in Paris nannte, im genre zu seyn.

Schon die zu den Zimmern führende große Treppe war an solchen Tagen festlich erleuchtet, und zuweilen blühte und duftete ein ganzes Treibhaus exotischer Pflanzen ihr zur Seite. Das Vorzimmer war angefüllt von den Bedienten sämmtlicher anwesenden Gäste, die hier spielten, oder sonst auf ihre Weise ebenfalls Assemblee hielten, ohne um die eintretenden Herren und Damen sich weiter zu bekümmern. Der mit seiner Herrschaft ankommende Bediente nannte deren Namen einem

Bedienten des Hauses, dieser riß beide Flügelthüren auf, rief überlaut den eben vernommenen Namen in den Salon hinein, wobei die fremden Namen gewöhnlich auf eine höchst lächerliche Weise verstümmelt wurden; man trat hinein, die Flügelthüre schloß sich wieder, und nun stand man, vom blendendsten Lichte umflossen, vor einem wahrhaft furchtbaren Areopag von Damen. Im höchsten Putze hinter einander sitzend, bildeten sie einen oft dreifachen Kreis rings um den Saal und hatten und erwarteten hier keinen andern Genuß, als den, mit kritischem Auge und unerbittlicher Strenge ihre gegenseitigen Anzüge zu mustern. Die Dame des Hauses ließ sich gewöhnlich nahe am Eingange finden und war auch wohl so freundlich, den Ankommenden irgend ein Plätzchen anzuweisen. Wer seine Nachbarinnen kannte, der suchte mit ihnen ein leises Gespräch anzuknüpfen, wer zwischen Unbekannte gerathen war, der behauptete ein kaltes vornehmes Schweigen, wenn nicht zuweilen die Frau vom Hause sich die Mühe gab, die Damen einander gegenseitig vorzustellen. Die Herren drückten in den Ecken sich herum, vertheilten sich in den Neben-

zimmern, oder redeten zuweilen eine Dame von ihrer Bekanntschaft an, wenn sie bis zu ihr gelangen konnten.

In den Nebenzimmern waren Boulliot-Tische aufgestellt, wer aber zum Spielen Lust hatte, mußte seine Parthie sich selbst bilden, was denn nicht immer ohne Schwierigkeit war, obgleich es der Wirthin ihre Rolle sehr erleichterte. Dieses Spiel, über welches hauptsächlich der Zufall waltet, war damals das einzig beliebte in Paris, und ich erinnere mich kaum, ein andres gesehen zu haben. Der eigens dazu geformte Leuchter, auf welchem jeder ein neues Spiel Antretende einen bestimmten Geldbeitrag legen mußte, war immer der gewinnende Theil; und man sagte es vielen Frauen nach, daß sie mit dem Ertrag desselben einen Theil ihrer Toilette, oder wenigstens die Kosten ihrer Soirees bestritten.

Wenn es in diesen Abendgesellschaften recht groß und herrlich zugehen sollte, so war irgend ein durchreisender Virtuos, eine berühmte Sängerin oder Harfenspielerin durch Geld und gute Worte bewogen worden, sich mitten in jenem großen Kreise hören zu lassen, der denn gebührend

allemal in Entzücken gerieth. Zuweilen ließen sich auch wohl in einem der Nebenzimmer ein Paar Violinen und ein kreischendes Flageolet vernehmen, das in Paris beim Tanze nie fehlen darf. Doch diese gaben nie das Signal zu allgemeiner Lust. Man drängte sich zwar herbei, man stieg sogar auf die Stühle, um besser zu sehen, doch außer den schon vorher zum französischen Contretanz bestimmten vier Paaren, bezeigte Niemand Lust, thätigen Antheil an dem Tanzen zu nehmen. Den Tänzern blieb, mitten im dichtgedrängten Kreise der Zuschauer, nur ein sehr beschränkter Raum, um ihre Kunstfertigkeit, wie auf einem Theater, zu zeigen. Die, welche es wagen mochten, sich auf diese Weise zur Schau zu stellen, mußten ihrer Kunst sehr gewiß seyn und sich schon Wochen lang vorher darauf vorbereitet haben; denn sie standen vor einem strengen Publikum, das, ungeachtet des einmal eingeführten lauten Applaudirens, auch nicht den kleinsten Fehler unbemerkt durchschlüpfen ließ. Wehe der Tänzerin, die man nicht jung und schön genug fand, deren Fuß das einmal angenommene Maß vielleicht um eine Linie überschritt, oder die voll-

ends ihre Schuhe nicht bei dem berühmtesten Meister der edlen Schuhmacherkunst gekauft hatte! Nicht nur jeder Schritt, nicht nur die ganze Gestalt, auch jeder Theil ihres Anzuges mußte der schärfsten Kritik ohne Furcht sich unterwerfen können. Die Tänzerin, deren Anzug schon in der letztvergangenen Woche Mode gewesen war, und die, welche sich nicht vollkommen dazu eignete, in ihrer Kunst mit den Operntänzerinnen wetteifern zu können, begingen gleich große, unverzeihliche Verbrechen. Wochenlang wurde in ihrem Zirkel von den horreurs gesprochen, die sie sich hatten zu Schulden kommen lassen, und vielleicht waren diese nach Jahr und Tag noch nicht ganz vergessen.

Nicht immer wird bei diesen Soirees getanzt oder Musik gemacht, sondern nur heimlich gegähnt; immer aber wurde nach Mitternacht dünner Thee hereingebracht, nebst etwas Backwerk, Bonbons, Obst und dergleichen. Auch Orangenblüthwasser, Orgeade und Syrop capillaire mit Wasser verdünnt, wurden herumgegeben. Etwa eine Stunde später endeten die Freuden eines solchen Abends durch das Wegfahren der Gäste, wenn nicht neue

späte Ankömmlinge sie noch um ein paar Stunden verlängerten.

Die ganze lange Reihe von Zimmern, welche eine solche gastfreie Familie bewohnte, und die man in Frankreich mit dem technischen Ausdruck Appartement bezeichnet, war bei solchen Gelegenheiten geöffnet und mit hunderten von Wachskerzen und Lampen auf das glänzendste erleuchtet. Ueberall schimmerten Spiegel von der Decke bis zum Fußboden reichend, schmückten Seide und reiche Vergoldung die Wände, glänzten Girandolen von Krystall, kostbare Bronzen, Vasen von Marmor und Porzellan in allen Ecken; das ganze Ameublement vereinte fürstliche Pracht mit geschmackvoller Anordnung. Doch das die Reihe der Zimmer beschließende Schlafgemach der Frau vom Hause zeichnete sich immer vor allen durch die ausgesuchteste Eleganz aus. Es stand ebenfalls aller Welt offen, und diente gewöhnlich auch an nicht für die Gesellschaft bestimmten Tagen zum Wohnzimmer der Dame, in welchem sie ihre Visiten annahm.

Die Schlafzimmer der eleganten Pariserinnen sind indessen schon zu oft beschrieben worden, als

daß wir ihrer hier noch besonders erwähnen dürften. Die zu weit getriebne, oft an das Feenhafte grenzende Eleganz derselben mußte für ihre Bewohnerinnen doch auch manches Unbequeme mit sich führen; und oft schien es uns, als trügen sie ihre Bestimmung nur zum Schein, besonders nach einer solchen Soiree, wo es eben so unangenehm als für die Gesundheit nachtheilig seyn mußte, in der von der Ausdünstung so vieler Lichter und Menschen verdorbnen Luft, wirklich die Nacht zuzubringen.

Die Kleidung der Damen, welche diese Soirees gaben und besuchten, war fast noch luxuriöser als die Einrichtung ihrer Wohnungen. Perlen und Diamanten, mit denen sie oft wie übersät erschienen, kostbare türkische Shawls, mit denen sie einen ewigen Wechsel trieben, waren dabei das am wenigsten Kostspielige; denn diese Dinge behielten doch immer den ihnen eigenthümlichen Werth. Ihre größte Verschwendung bestand in tausend fast namenlosen Kleinigkeiten, in Dingen, die kaum zu entstehen schienen, um auf das eiligste wieder zu vergehen; z. B. in Spitzenschleiern aus Brüssel für 100 und mehr Louisd'or,

in künstlicher Stickerei der Leibwäsche, bei welcher der feinste Batist aus Brabant durchgängig die Stelle der sonst üblichen Leinwand vertreten mußte. Keine Dame von gutem Ton trug in Gesellschaft das nämliche Kleid zweimal, ohne es wenigstens bis zum Unkenntlichen verändern zu lassen, keine mochte das schöne Haupt einem Haarkünstler anvertrauen, der nicht im eignen Cabriolet angefahren kam und sich wenigstens zwölf Francs für jede einzelne Frisur bezahlen ließ, und viele bedurften seiner zweimal des Tages. Die Dame, welche sich einen ganzen Tag über mit einem einzigen Paar neuer seidner Schuhe behalf, wurde schon für sehr ökonomisch gehalten, jede aber führte, wenn sie ausfuhr, um Visiten zu machen, ein ganzes Magazin weiß-glacirter Handschuhe in ihrem Wagen mit sich, um die eine Stunde getragnen mit neuen vertauschen zu können.

So ging das bis ins Unendliche fort; der Gemahl einer solchen Frau bekümmerte sich wenig darum, auf welche Weise Madame es anfangen möge, um einen so unerhörten Aufwand zu bestreiten. Die große Welt stand in Paris zwar nie im Rufe strenger Sittlichkeit, doch suchte sie

ehemals wenigstens den Schleier des Anstandes über ihre Verirrungen zu werfen; die für vornehm gelten wollenden Frauen und Männer dieser Zeit aber glaubten diesen Zweck am sichersten zu erreichen, wenn sie mit Verhältnissen prahlten, die man sonst den Augen der Welt sorgfältig zu entziehen suchte.

Es wäre eine zu unangenehme Aufgabe, Belege hievon umständlich anzuführen; ich erlaube mir nur zu sagen, daß selbst angesehene Damen sich nicht scheuten, irgend ein kostbares Stück ihres Anzuges öffentlich für ein erhaltenes Geschenk zu erklären. Die reichen Russen, deren sich damals viele in Paris aufhielten, spielten eine sehr glänzende Rolle in der Damenwelt, und manche Frau gab bei ihrem Manne den theuren Shawl oder Schleier, den sie eben selbst gekauft hatte, für einen Beweis der Aufmerksamkeit eines solchen nordischen Hausfreundes aus, um nur keine Vorwürfe über ihre Verschwendung hören zu müssen.

So lebten die Reichen in Paris, welche damals ausschließend den Ton angaben. Andre, die es jenen an Pracht nicht gleich thun konnten, führten eine Art von Wirthshausleben. Zum

Frühstück oder Mittagsessen luden sie ihre Gäste zu irgend einem berühmten Restaurateur ein und Abends besuchten sie die Theater, oder andre dem öffentlichen Vergnügen geweihte Orte, wo es an Musik, Tanz und großer Gesellschaft nie fehlte, und deren es unter allerlei wohlklingenden Namen in Paris unzählige gab.

Viele tausend Familien führten ohne Zweifel, selbst damals noch, ein weit genußreicheres Leben in Paris, in einem kleinen Kreise erwählter Freunde, aus welchem jener feine gebildetere Ton, jene heitere altfranzösische Geselligkeit noch nicht entflohen war, die früher in Frankreich vorgeherrscht hatte. Doch der Zutritt zu diesen Häusern wurde dem Fremden nur in seltnen Fällen erlaubt, und wer nicht das Glück hatte, durch ganz besondre Verbindungen mit ihnen in Berührung zu kommen, dem blieb nichts übrig, als in dem unruhigen Treiben der sogenannten großen Welt sich mit herumdrehen zu lassen, in die es, mit Hülfe einiger Empfehlungsbriefe, sehr leicht war eingeführt zu werden, oder seine Abende in einem der vielen Theater zuzubringen, was unstreitig einen

weit höheren Genuß gewährte, als jene ungesellige Geselligkeit.

Das Pariser Theater darf ich hier nur ganz im Allgemeinen erwähnen, weil über dasselbe schon so unendlich viel geschrieben ist und noch täglich geschrieben wird. Sechszehn bis achtzehn Schauspielhäuser standen in jener Zeit dem Schaulustigen an jedem Abend offen, jedes von diesen hatte sein eignes Publikum, seine eignen Theaterdichter wie seine eignen Schauspieler, und dem Fremden ward unter ihnen oft die Wahl schwer, weil so vieles, in seiner Art Gutes, sogar Vortreffliches, von so vielen Seiten ihn lockte.

In dem Theater der Nation riß Talma durch sein großartiges Spiel unwiderstehlich hin, er stand damals in der vollsten herrlichsten Blüthe seiner Kunst. Auch die Duchenois, vor nicht gar langer Zeit vom Küchenheerd auf die Bühne gestiegen, legte einen sehr anschaulichen Beweis davon ab, daß es dem wahren Talent immer gelingen muß, über Vorurtheile zu siegen, welche nur auf Aeußerlichkeiten sich gründen. Schon damals waren die Züge ihres Gesichtes von einer fast unerlaubten, an das Widerwärtige grenzenden H

lichkeit; aber ihr tief empfundnes Spiel, verbunden mit einer hohen imposanten Gestalt und einem schönen vollen Organ, entzückte dennoch ganz Paris bis zur rauschendsten Bewunderung. Mit ihr wetteiferte die in jugendlicher Schönheit prangende Georges. Jede dieser beiden Schauspielerinnen hatte damals ihre eigne mächtige Partei im Publikum, die auf das eifrigste für den Ruhm ihrer Königin stritt. Blut wurde in diesem Kriege nicht vergossen, wohl aber viel Tinte, wovon man jeden Morgen den Beweis in den öffentlichen Blättern fand, wenn am Abende vorher eine von den beiden Damen auf der Bühne erschienen war. Die leicht beweglichen Pariser nehmen an diesem Streite so lebhaften Antheil, als hinge das Wohl des ganzen Landes davon ab. Im Lustspiele trug auf dem nämlichen Theater die damals junge reizende Mars die Palme davon. Mehrere mit Recht berühmte Künstler und Künstlerinnen standen würdig ihr zur Seite, und erhoben die höhere Komödie fast bis zum Gipfel der Vollkommenheit.

In der großen französischen Oper konnte der Gesang ein Ohr nicht entzücken, welches des die-

ser Nation eignen Vortrags noch ungewohnt war; dagegen läßt sich nichts der blendenden Feenpracht der damaligen Ballete vergleichen, nichts der Grazie, Schönheit und Gewandtheit ihrer ersten Tänzer und Tänzerinnen, die wirklich über den Fußboden hinzuschweben schienen. Doch alles dieses ward noch von dem mächtigen Eindruck übertroffen, den das Orchester hervorbrachte, wenn plötzlich, wie mit einem einzigen Bogenstriche, die Ouvertüre begann, und gleich einem mächtigen Strome durch den weiten schönen Raum dahinwogte.

Das Theater Feydeau war der komischen Oper geweiht, deren neueste Erzeugnisse aber in jener Zeit einen etwas larmoyanten Charakter angenommen hatten. Gretry, Mehul, Cherubini feierten hier ihren Triumph. Ellevious schöne Gestalt, sein durchdachtes Spiel, sein angenehmer Gesang im Vereine mit Martins Nachtigallenkehle, versetzten jedes Mal die Zuschauer in einen Taumel von Entzücken, so daß oft die Säulen des schönen großen Gebäudes von dem lauten Ausbruch der Freude zu wanken schienen.

Im Theater Louvois wurden nur Lustspi

gegeben, meistens solche, die durch den Mangel der drei Einheiten sich nicht dazu eigneten, auf dem großen Nationaltheater gespielt zu werden.

Hier war Picard auch als Schauspieler in Charakterrollen der Held des Tages, in Deutschland als Verfasser mehrerer größerer und kleinerer Lustspiele, besonders aber der französischen Kleinstädter, rühmlich bekannt.

Das Vaudeville ergötzte auf eine Weise, die keine andere Nation außer der französischen sich jemals wird aneignen können, und von der es fast unmöglich ist, dem, der es nie sah, einen Begriff zu geben. Jede große oder kleine Begebenheit des Tages wird aufgefaßt, und gleichsam al fresco, mit kecken aber kenntlichen Zügen hingestellt. Die nur von ein paar Geigen begleiteten Melodien der Liederchen, welche das Ganze beleben, sind Volksgesänge, man könnte sie auch wohl Gassenhauer nennen, die jeder Franzose auswendig weiß. Damals war eben in irgend einem Winkel ein altes langes Stück Tapete aufgefunden, und im Louvre zur Erbauung des Volkes öffentlich ausgestellt worden, auf welchem die Gemahlin Wilhelms des Eroberers den Sieg ihres

Gemahls, nebst dessen Landung in England, mit eigner Hand gestickt hatte. Nichts kann abenteuerlicher erdacht werden als die unzähligen wunderlichen Figuren, durch welche die gute Königin Mathilde getrachtet hatte, die Heldenthaten ihres Gemahls zu verewigen, indessen lief doch ganz Paris hin, um Morgens ihr Werk im Louvre bewundernd anzustaunen, und Abends sie selbst mit ihren Damen, im Vaudeville-Theater an dieser Stickerei arbeiten zu sehen. Eine artige Liebesgeschichte war geschickt genug in das Stück eingeflochten, und die wunderschöne Madame Belmont spielte die Rolle der Königin Mathilde. Diese ist dieselbe Schauspielerin, für welche früher die dem Vaudeville ebenfalls angehörende Rolle der Fanchon geschrieben worden war. Ganz Paris war im Enthusiasmus über die Königin Mathilde, das Stück mußte sechzig bis siebzig Mal wiederholt werden, im Schlußchor hieß es mit Bezug auf Wilhelms Landung:

ce fut il-y-a sept cent trente ans
nous pourrions bien en voir autant.

Alles sang mit, vom Parterre bis ins Paradies, wenn diese Worte vorkamen; die guten Leute gin-

gen begeistert nach Hause und waren für den Augenblick fest überzeugt, nächstens zu erfahren, daß unter der Leitung eines zweiten Eroberers die platten Böte, an denen damals eifrig gezimmert wurde, das stolze Albion zum zweiten Male erobert hätten.

Aller übrigen kleinen Theater in Paris hier erwähnen zu wollen, würde zu ermüdend seyn. Manche davon haben wir gar nicht besucht, doch alle hatten Gedeihen und ihr stehendes Publikum. In einem derselben trieb mit unnachahmlicher Laune und Grazie der berühmte Brunet seine lustigen Possen, und mußte für seine eignen herrlichen Einfälle, die er nie zu unterdrücken vermochte, so oft auf der Hauptwache büßen, daß er sich dort zuletzt ein kleines Zimmer zum Nachtquartier bequem einrichten ließ.

In dem sehr großen Schauspielhause an der porte St. Martin, das eigentlich für die große Oper erbaut worden war, wurden die sinnlosen Melodramen mit vielem Aufwande gegeben, die jetzt leider auch auf unsern Bühnen Eingang und Bewunderer gefunden haben. Wir sahen dort die hundert und sechste Vorstellung einer Pantomime,

Damoiseau et Bergerette genannt. Das sehr große Haus war übervoll von Zuschauern, die sich herbeigedrängt hatten, um Franconis Pferde, deren zwanzig an der Zahl hier Gastrollen geben, einen hohen Berg ganz vernünftig herunter traben und unten eine Quadrille tanzen zu sehen. Uebrigens aber stellte Franconi auch in dem Garten der Kapuziner, das ganze Jahr hindurch, die fast unglaublichen Reiterkünste seiner Truppe zur Schau, von der wir in Deutschland zuweilen Zöglinge sehen.

So gab es, nach dem Urtheile der ewig schaulustigen Pariser überall ein Spectacle superbe, nur die italienische Opera buffa konnte bei ihnen nicht Eingang finden. Sie spielte meist vor leeren Bänken, die nur von einigen amateurs vom Handwerk und den eben anwesenden musikliebenden Fremden spärlich besetzt waren.

Alle diese verschiednen Theater waren, nach dem Maß der Anforderungen, die man im Einzelnen an sie machen durfte, ziemlich bequem und sogar elegant eingerichtet und decorirt. Das Nationaltheater, die große Oper, das Theatre Feydeau zeichneten durch edle einfache Pracht und

großen Styl der Architektur sich aus. Nur die Dunkelheit, welche in dem für die Zuschauer bestimmten Theile dieser Häuser durchgängig herrschte, fiel uns, besonders Anfangs, um so unangenehmer auf, als wir noch an die blendende Helle der Londoner Theater gewöhnt waren. Hier gab es keine Wandleuchter wie dort, keine Spiegel, die den Glanz des Lichtes verdoppelt zurückwarfen. Selbst die größern Theater erhellte nur ein einziger Kreis von Lampen, bei deren Scheine man kaum die in den Logen sitzenden Zuschauer erkennen konnte. Deshalb besuchten die Damen das Theater auch nur im Negligé, außer wenn in der Oper oder im Theater der Nation ein neues Stück zum ersten Mal gegeben wurde, wo sie dann, von Juwelen strahlend, sich zeigten. Wir vermißten ungern den Anblick der schönen geschmückten Frauen, die in London ein Schauspiel im Schauspiele gewähren, das an und für sich reizend genug ist, um Manchen für eine langweilige Darstellung auf der Bühne zu entschädigen.

Bei weitem besser als die Beleuchtung gefiel uns im Theater das friedliche Betragen, die einem Deutschen vielleicht übertrieben erscheinende Höf-

lichkeit der Zuschauer, selbst aus den geringeren Ständen. Nie wurden Zänkereien und Schimpfworte unter ihnen laut, wie sie in London so häufig vorzukommen pflegen, obgleich das Parterre seinen Unwillen nicht minder ungestüm äußert als das Londoner Publikum, sobald es Ursache zu haben glaubt, mit den Schauspielern oder dem Schauspiele selbst unzufrieden zu seyn. Dem Beispiele des Parterres, in welchem die eigentlichen dramatischen Richter Sitz und Stimme haben, folgten die Zuschauer in den höheren und höchsten Regionen gewöhnlich nach. Der Lärm war oft furchtbar und wirklich betäubend; davon wurden wir selbst Zeuge, als ein neues Trauerspiel, Agamemnon betitelt, unbarmherzig ausgepfiffen ward, obgleich Talma und die Duchenois die Hauptrollen in demselben spielten. Doch dieses Toben galt nur dem Allgemeinen und hatte auf die zuvorkommende Höflichkeit der Zuschauer gegen einander keinen Einfluß.

Eben so wenig als im Theater haben wir in den Straßen von Paris Schlägereien oder heftiges Zanken bemerkt, das in London so leicht in förmliche Faustkämpfe ausartet. Die der französischen

Nation eigne Mäßigkeit im Trinken mag vieles zu diesen ihren friedlichen Gesinnungen beitragen; denn ein recht gründlich Betrunkener ist in Paris eine große Seltenheit und uns wenigstens dort nie vorgekommen. Entstand irgend wo einmal ein kleiner Zwist, so ward er doch immer schnell wieder ausgeglichen, oft durch irgend einen lustigen Einfall, der die Streitenden lachend auseinander trieb.

Auch der Ton der Freiheit und Gleichheit, den die Revolution eingeführt hatte, war schon damals verschwunden und vergessen. Alle Frauen und Mädchen hießen wieder Madame und Mademoiselle; von der vornehmsten Dame an bis zu der Ravaudeuse, die vor dem Hause jener, in einer ächten Diogenestonne sitzend, sich davon nährt, die zerrissenen Maschen aller Strümpfe in ihrem Quartier, augenblicklich auf das künstlichste wieder zu ergänzen. Der Commissionair, der überall bereit steht, für ein paar Sous halb Paris zu durchlaufen, wurde ebensowohl Monsieur genannt, als der reiche Herr, der, im eignen Kabriolette fahrend, jenen armen Teufel vom Kopfe bis zu den Füßen bespritzte, Nur ein einziges Mal

begegnete es mir mit Citoyenne und Du angeredet zu werden; es war in der Vorstadt St. Antoine, wo wir ausgestiegen waren, um den Bastilleplatz zu betrachten, der jetzt zu einem Holzhofe benutzt ward. Ein auffallend großes Weib, von männlichem, sehr widerwärtigem Ansehen kam auf mich zu, packte mit starker Faust mich am Arm und beeiferte sich, mir die Stelle zu zeigen, wo einst die Thürme der Bastille gestanden hatten. Ihre Rede sowohl als ihre Gestalt erinnerten mich sehr lebhaft an vergangne Greuelscenen, bei denen sie wahrscheinlich keine müßige Zuschauerin abgegeben haben mochte; doch ich befand mich hier auf dem eigentlichen Grund und Boden, von dem einst alle jene Schrecken ausgingen, und ein Wunder war es nicht, daß der Nachhall derselben noch nicht gänzlich im Gemüthe der Einwohner dieses Quartiers verklungen war.

Ehe ich diese Skizze beende, muß ich noch der Vergnügungen erwähnen, die in Paris den Morgen ausfüllen. Dieser ist dort sehr lang, obgleich die Sonne schon der Mittagslinie sich nähert, ehe es in der eleganten Welt Tag wird. Gesellige Frühstücke, Besuche, Spazierfahrten gibt

es dort wie überall, die Hauptfreude aber bleibt immer die Promenade: denn diese, wie das Theater und das tägliche Brot, ist jedem Franzosen ein unentbehrliches Bedürfniß, von welchem Alter und Stande er auch sey. Seine Promenade ist aber von unsern Spaziergängen himmelweit verschieden; ihm ist es dabei nur um das Gedränge vieler Leute zu thun, und er würde mit Vergnügen täglich in einem gepflasterten, von hohen Mauern umgebenen Hofe sich ergehen und draußen die anmuthigste Gegend unangeblickt lassen, wenn Zufall oder Mode es wollten, daß die elegante Welt zur bestimmten Stunde in diesem Hofe sich zusammen drängte.

Den schönen, oft und umständlich beschriebenen Jardin de Plantes fanden wir daher fast immer unbesucht, auch der Garten des Palastes Luxembourg stand verödet; und nur Greise und Kranke aus der Nachbarschaft sonnten sich unter seinen prächtigen alten Bäumen auf dem grünen Rasen, über welchen der Winter in diesem milden Klima keine Gewalt üben kann. Aber den Garten der Tuillerien erfüllte immer das bunteste Gewimmel, und so wie nur ein winterlicher Sonnenstrahl sich

blicken ließ, flogen die Pariserinnen schaarenweise in der reichsten und anmuthigsten Morgenkleidung herbei, gefolgt von dem Schwarme ihrer Bewunderer. Die im wahrhaft großen Geschmack erdachte, und mit königlicher Pracht ausgeführte Anlage dieses Gartens, macht ihn indessen des Vorzuges würdig, der ihm durchgängig ertheilt wird. Das prächtige Blumenparterre vor dem Schlosse, der weite Rasenplatz, die von himmelhohen Bäumen umschatteten breiten Alleen unten im Garten, wurden meistens den Kindern überlassen, die, von ihren ewig plappernden Bonnen bewacht, ihr lustiges Wesen dort trieben. Nirgend in der Welt ist die Kindheit anmuthiger und lieblicher als in Paris, oft sahen wir den Spielen dieser wunderschönen kleinen Wesen zu, ohne uns davon losreißen zu können; ihr Jauchzen, ihr Freuen hielt uns fest, wenn die majestätischen Schwäne ihrem Locken folgten, und mit hochgehobenem Flügel und zurückgebogenem Halse das weite Wasserbassin mit silbernen Furchen durchschnitten, um von hundert kleinen Händchen sich füttern zu lassen, die schmeichelnd sich ihnen entgegenstreckten. Die Terrassen, welche sich von

beiden Seiten längs des Gartens hinziehen, sind dagegen der Sammelplatz der ältern Spaziergänger aus allen Ständen, doch mehr die in der Revolution berühmt gewordene Terrasse der feulliants, als die ihr entgegengesetzte. Hier drängen sich oft viele Tausende hin und her in bunten Massen, die elegantesten und die barocksten Gestalten, die man sich denken kann. Eine Menge kleiner Strohstühle steht an jedem von der Sonne warm beschienenen Plätzchen bereit, um für wenige Sous zum Niedersitzen vermiethet zu werden; und oft bildet sich im Nu eine lange Reihe eleganter Herren und Damen, die, als säßen sie in dem glänzenden Kreise ihrer Soirees, die Vorübergehenden mustern, während sie selbst auch ein buntes unterhaltendes Schauspiel gewähren. Sonntags besonders, wird bei schönem Wetter das Gedränge auf der Terrasse der feulliants unglaublich groß; und noch schwebt ein solcher Morgen meiner Erinnerung vor, an welchem mehrere Türken aus dem Gefolge des Gesandten der hohen Pforte dort gravitätisch lustwandelten. Die gelben asiatischen Gesichter starrten ganz verdutzt, beinahe gedankenlos, in die bunte lustige Menge, die sie rings

umgaukelte und sich neugierig an sie herandrängte, und bildeten mit dieser einen ganz eignen auffallenden Kontrast. Das größte Aufsehen aber erregte der, den Gesandten begleitende Iman mit seiner himmelhohen Mütze und dem kolossalen Rosenkranze, dessen Korallen er eifrig, beinahe ängstlich abzählte. C'est le chapelain de l'Ambassadeur, sprach belehrend ein vor uns gehender ehrlicher Bürger von Paris zu seiner Frau, die er sehr galant am Arme führte. Les Turcs sont donc catholiques? fragte sie wißbegierig. Die zwischen uns sich drängende Menge verhinderte uns leider die Antwort auf diese Frage zu hören.

Die Menge der elegant aufgeputzten Magazine aller Art, kann in Paris nicht wie in London zu einem Morgenspaziergange durch die Straßen anreizen, weil letztere sich nicht dazu eignen, das Betrachten dieser Herrlichkeiten zu erlauben. Die einzige Ausnahme hiervon macht das Palais Royal, welches man wohl das Herz von Paris nennen könnte: denn hier ist ewige Bewegung, ewiges Ab- und Zuströmen, bis um Mitternacht die Lampen ausgelöscht und die in den Garten führenden Thore verschlossen werden.

Die Einrichtung dieses in seiner Art einzigen Gebäudes ist allbekannt. Jedermann weiß, daß dort, in dicht an einander sich reihenden, auf das lockendste aufgeputzten Läden alles zu finden ist, was man bedarf und nicht bedarf; und daß man unter den, dicht vor diesen Magazinen hinlaufenden Arkaden gemächlich gehen kann, ohne vom Regen oder Sonnenschein zu leiden. Aber alles ist hier weit theurer und weniger gut als in den andern Theilen der Stadt; auch gehörte es wenigstens damals durchaus nicht zum guten Tone, seine Einkäufe hier zu besorgen. Bei alle dem geht aber dennoch der Handel seinen raschen Gang, wozu hauptsächlich die vielen Fremden beitragen, die sich täglich im Palais Royal versammeln, und denen es schwer wird, dem blendenden Reize zu widerstehen, dessen Gepräge hier Allem aufgedrückt ist, was man erblickt.

Die Zahl derer, welche im Bezirke des Palais Royal leben, beträgt mehrere Tausende, und übertrifft die Bevölkerung mancher Landstadt, wie man uns versicherte. Man sagt, daß hier Leute leben, vornehmlich alternde Hagestolze, die von einem Ende des Jahres bis zum andern dieses

kleine Eldorado nicht verlassen, weil sie hier alles das auf einem Punkte beisammen finden, was sie zu ihrer Art von Lebensgenuß nöthig haben. Der Garten, den die Arkaden umschließen, gewährt ihnen so viel an frischer Luft und freier Natur als sie verlangen, auch stehen Obst und Blumen aus allen Himmelsstrichen in einem der äußern Höfe sehr zierlich zum Verkaufe ausgestellt. Der Kunstfreund findet hier in mehreren Kunstmagazinen Gemälde, Statuen, Kupferstiche; der Leselustige in mehreren Buchläden die neusten Erzeugnisse des Tages neben den classischen Werken der älteren ausgezeichneten Schriftsteller. Was man an Schmuck und Kleidung vom Kopf bis zum Fuße bedarf, trifft man zu großer Auswahl in allen den vielen Magazinen. In Restaurationen, Kaffeehäusern und Konfectbäckerladen, ist eben so überflüssig für Gesellschaft, als für die Erhaltung des Lebens gesorgt; und sogar das Schauspiel wird nicht entbehrt: denn ein oder ein paar der kleinen Theater treiben im Bezirke des Palais Royal ihr lustiges Wesen.

Wer Glück hat, kann auf dem Platze selbst sogar das Geld gewinnen, dessen er freilich, um

hier zu leben, nicht wenig bedarf; denn Rouge et noir, Roulette und alle Spiele dieser Art, haben nebst dem Könige Pharao, in den Garten des Palais Royal umgebenden Gebäuden ihre Residenz aufgeschlagen, und eine Ecke des Gartens selbst war, damals wenigstens, der Sammelplatz der Agioteurs. Manche blendende Fortune, die damals großes Aufsehen erregte, ging aus diesem Winkel hervor, in welchem sie champignonartig über Nacht aufgeschossen war.

Wer nicht Lust hat mit so großen Dingen sich zu befassen, kann im Kleinen sein Glück in der Lotterie versuchen. Wir selbst begegneten hier einst der Göttin Fortuna, die in Gestalt eines alten Weibes sich heiser schrie, um die Leute zu bewegen, hunderttausend Franks für den geringen Preis eines armseligen kleinen Thalers zu kaufen. Die Beredsamkeit war höchst ergötzlich, mit der sie der um sie versammelten Menge auseinander setzte, wie es so gut sey, als habe man jene große Summe schon in der Tasche, wenn man das Lotterieloos kaufe, das sie ausbot; doch es ist eben kein Glauben mehr in der Welt, die Leute hörten sie an, lachten und gingen vorüber.

Und so sey denn diese kleine Skizze hiermit beendet. Das Feld, auf das ich mich wagte, ist groß, je weiter ich vorwärts schreite, je unabsehlicher breitet es vor mir sich aus; und so bleibt es wohl am rathsamsten bei Zeiten anzuhalten, ehe Ermüdung lähmend sich einstellt, und lieber die Schritte anderswo hinzuwenden.

Reise von Paris nach Bordeaux.

Fröhlichen Muthes verließen wir in den letzten Tagen des Januars unsre Wohnung in Paris, um die Reise ins südliche Frankreich anzutreten, von der wir uns großen Genuß versprachen. Die Luft war mild wie im Frühling; und da wir ziemlich früh ausfuhren, so gedachten wir an diesem Tage noch recht weit zu kommen, sollten wir auch den im Kalender verheißenen Mondschein zu Hülfe nehmen müssen, um nur des andern Morgens früh bei guter Zeit in Orleans zu seyn.

Leider aber zeigte es sich bald, daß wir diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten: denn während wir noch ganz lustig durch die bisher uns ziemlich unbekannt gebliebene Vorstadt Saint Marceau hinrollten, zerstörte ein einziger heftiger Stoß des Wagens alle unsre Pläne für den heutigen Tag. Erschrocken blickten wir um

uns, sahen eines unsrer Vorderräder weit von uns liegen, und uns selbst so gut als umgeworfen mitten in der schmutzigsten aller schmutzigen Straßen der weltberühmten Lutetia.

Die liebenswürdige Lebhaftigkeit der großen Nation war schuld an diesem Unfalle. Sie, die keinem Franzosen erlaubt, Thür und Fenster gehörig zu schließen, und überhaupt das, was er eben vorhat, mit langweiliger deutscher Bedachtsamkeit zu vollbringen, sie hatte auch den Citoyen-Wagenschmierer verhindert, das Eisen, welches das Rad festhalten sollte, ordentlich anzuschrauben. Es war verloren, und ein Artist, bei uns Grobschmied genannt, mußte gerufen werden, um ein neues zu schmieden.

Uns blieb für unsre Personen nichts übrig, als einstweilen aus dem Wagen zu klettern, und uns in ein kleines Weinhaus zu flüchten, das eben in der Nähe lag. Laute, wortreiche Beileidsbezeugungen der schnell um uns her versammelten Bewohner dieses berüchtigten Theils von Paris verfolgten uns bis zu unserem, gar nicht einladend aussehenden Zufluchtsort, in welchem wir mehrere Stunden verharren mußten, bis der Artist

sein Kunstwerk vollendet hatte. Doch thaten wir dies lieber, und sahen einstweilen dem häuslichen Treiben der uns fast unbekannt gebliebenen ärmern Klasse von Parisern zu, als daß wir in unser eben verlassenes Quartier zurückgekehrt wären. Dort hätten wir gewiß alles in der größten Unordnung gefunden, und der Anblick eines eben von uns noch bewohnten, jetzt ausgeräumten Zimmers, das Wegtragen der Betten und Möbeln, an welche man mehrere Monden lang gewöhnt war, ist gar zu unangenehm; man kommt sich selbst dabei fast wie gestorben vor.

Endlich war alles wieder zum Abfahren bereit, und es ging fort, doch nicht im sausenden Galopp, sondern ziemlich langsam auf verdorbnen Kunststraßen, die uns manche Stöße versetzten, und für welche der Anblick der öden, flachen Gegend rings umher uns keine Entschädigung bot. Die erste Nacht kamen wir nicht weiter als bis zum Städtchen Arpajon, wo wir ein erträgliches Nachtquartier fanden, den folgenden Tag erreichten wir Orleans ziemlich spät am Abende; auf dem ganzen Wege von Paris bis hieher war uns

kein interessanter Punkt vorgekommen, bei welchem wir gern verweilt hätten.

Warum wir uns Orleans immer als eine schön gebaute, große Stadt gedacht hatten, ist uns selbst nicht klar; soviel aber gewiß, daß sie beides nicht ist. Alles, was wir davon sahen, kam uns schmutzig und ärmlich vor, und unser Gasthof, der beste in der Stadt, machte hievon keine Ausnahme. Wir bescheiden uns gern, daß man in Frankreich an die Gasthöfe nicht denken kann, welche in England, selbst auf dem Lande angetroffen werden. Aber auch im Vergleiche mit denen, welche wir früher in Flandern und Brabant gefunden hatten, war der Abstand sehr bedeutend, besonders in Hinsicht auf Ordnung und Reinlichkeit; er wurde in der Folge immer größer, je weiter wir kamen. Als Merkwürdigkeiten des Orts wußte man uns nur ein paar Zuckerfabriken zu nennen, denen wir gern aus dem Wege gingen, und dann die alte ehrwürdige Cathedral-Kirche, die wir nur von außen bewunderten. Wir zogen es vor, die Schwelle des alten ehrwürdigen Tempels nicht zu überschreiten, der in seinem jetzigen Zustande uns doch nur den Anblick gewaltsam

herbeigeführter Zerstörung bieten konnte. Denn auch diese Cathedrale theilte mit fast allen übrigen Kirchen im französischen Reiche das traurige Schicksal, während der Schreckenstage der Revolution alles Schmuckes, aller Alterthümer, aller Denkmäler beraubt worden zu seyn, die im Laufe langer Jahrhunderte in ihr sich angehäuft hatten. Vieles davon wurde von unheiligen Händen zerstört, vieles der Raubsucht des verwilderten Volkes zur Beute, doch manches auch von besser Gesinnten bei Seite geschafft und nicht ohne bedeutende Gefahr so lange verborgen gehalten, bis man es wagen konnte, wieder damit ans Licht zu treten.

Als in ruhigern Tagen die große Nation einigermaßen wieder zur Vernunft kam, widmete sie das ehemalige Kloster der petits Augustins in Paris der Aufbewahrung aller im ganzen Lande dem Zerstörungsgeiste entgangnen französischen Monumente, die denn auch mit bedeutendem Kostenaufwande von allen Seiten dorthin geschafft werden mußten, wo sie sich aber freilich nicht viel besser ausnehmen, als der Laokoon im Salon des Louvre.

Das Local, das man ihnen eingeräumt hat, mit seiner alten Kirche, mit den vielen, an diese sich anschließenden Seitencapellen, mit den düstern Kreuzgängen, würde zwar an und für sich recht gut zu einem solchen, der Vergangenheit geweihten Tempel sich eignen, aber der Raum ist viel zu enge für die Menge zum Theil sehr bedeutender Bildwerke, die ohne sonderliche Rücksicht auf die Zeit ihrer Entstehung oder ihren eigentlichen Kunstwerth hier zusammengedrängt stehen.

In unseren sturmbewegten Tagen schwingt die Zeit ihre Riesenflügel weit schneller und gewaltiger als in denen unsrer Väter. Die wichtigsten Begebenheiten drängen einander; wozu sonst eine lange Reihe von Jahren gehörte, das entsteht und vergeht unter unsern Augen innerhalb dem Laufe weniger Wochen, und wir werden Greise an Erfahrung lange ehe wir es den Jahren nach sind. Selbst dem geübtesten Gedächtniß ist es beinah unmöglich, alles, was um uns und sogar mit uns geschieht, fest zu halten; und es thäte Noth, man lebte immer mit der Feder in der Hand, um nicht ganz um die Frucht seiner Erfahrungen zu kommen. Daher sey es uns erlaubt, hier ein,

wenn gleich nur skizzenhaftes Bild jener Sammlung im Kloster des petits Augustins zu Paris einzuschalten, die, als wir sie besuchten, einen sehr tiefen ernsten Eindruck auf uns machte, und dennoch vielleicht im Laufe weniger Jahre wieder in alle vier Winde zerstreut seyn wird. Bis jetzt sah die Welt noch niemals ihres gleichen und hoffentlich wird auch nie und nirgend eine zweite ihr ähnliche entstehen: denn nur die furchtbarste Verwirrung eines zwar hochgebildeten aber zügellosen Volkes, das vom niedrigsten Sclavensinne plötzlich zur wildesten Anarchie überging, könnte den Anlaß dazu herbeiführen.

Das Kloster der petits Augustins in Paris.

Der Tag begann schon sich zu neigen, als wir zum ersten Male diese, jetzt verödeten Hallen besuchten; rings um uns herrschte tiefe feierliche Stille: denn hier drängen sich nicht, wie in den Galerien des Louvre, die schaulustigen Pariser

schaarweise herbei, denen dort größtentheils eben so viel an dem Sichsehenlassen als an dem Sehen selbst gelegen ist. Zu dem ersteren bietet sich hier kein günstiges Local dar; daher sieht man nur einzelne Fremde mit leisen Tritten hier wandeln, in ernste Betrachtungen versunken. Dieses Mal waren wir und unser Führer die einzigen Lebenden unter allen diesen stummen Zeugen der Vergänglichkeit irdischer Größe und Pracht.

Als wir hereintraten, brach eben die Sonne durch die alten gemalten Fenster, die wir von solcher Schönheit, von so blendender Farbenpracht bis jetzt noch nirgend angetroffen haben. Sie trieb ein wunderliches, fast schauerliches Farbenspiel mit den Marmorbildern; oft stralte eines mit Purpurlicht übergossen aus dem Dunkel der alten Kreuzgänge blendend hervor, während andre in düstre Dämmerung zurücksanken; dann verschwand plötzlich wieder das, was eben geglänzt hatte, und andre wurden sichtbar, schimmernd in blauen, grünen, feuerfarbnen Lichtreflexen, welche die Sonnenstralen durch die farbigen Fensterscheiben ihnen zuwarfen, bis eine Wolke die Sonne verdeckte und alles sich in farblose Dämmerung ein-

hüllte. So, sprachen wir zu einander, so haben auch Die einen kurzen Augenblick lebend geglänzt, deren Andenken diese Marmorbilder geweiht wurden, und sind dann in Nacht und Dunkelheit versunken. Was ist aus ihnen geworden, was aus den Plänen, mit denen sie ihr unruhvolles Leben hinbrachten, was aus ihren Nachkommen, deren Größe sie für eine Ewigkeit gegründet zu haben glaubten!? Es ist unmöglich, anders, als mit einem sehr ernsten wehmüthigen Gefühle durch diese Hallen zu wandeln, oder vielmehr sich zwischen ihren Mauern hindurchzuwinden.

Die Kirche, die Seitencapellen derselben, die Kreuzgänge des Klosters, sogar der kleine Klostergarten selbst, stehen vollgedrängt von Denkmalen, Büsten und Statüen, aus jeder Epoche moderner Bildhauerkunst, von ihrem ersten Entstehen an, bis hinab zu den ehemals so hoch gepriesenen, geschmacklos verzerrten Gebilden Berninis, und derer welche ihm nachfolgten. Doch auch manches gelungene Meisterwerk italienischer und französischer Meister wird hier aufbewahrt, aber alles steht mit Staub bedeckt, ohne Rücksicht auf Raum und Beleuchtung unordentlich durcheinander geworfen, als

hätte man aus einer Feuersbrunst, in größter Eile es hieher gerettet. Das ermüdete Auge sucht vergebens einen Punkt, von dem es das Ganze, oder doch wenigstens einen bedeutenden Theil desselben überschauen könnte, eben diese Anordnung leiht ihm indessen auch das Ansehen fast unermeßlicher schauerlicher Größe. Uns war zu Muthe, als wären wir lebend in das düstre geheimnißvolle Reich der Unterwelt gerathen, als umringten uns farblose Schatten, die immer näher sich drängten, deren Zahl bei jedem Schritte sich vergrößerte, so daß man fast fürchten möchte, ihnen nie wieder entfliehen zu können. Lebensgroß, recht gespensterartig und grauenvoll, sieht man hier die Gestalten der ältesten Könige aus dem Stamme der Merovinger, nebst ihren Königinnen, die Clodowige, die Childeberte, Ludwig den Heiligen und wie sie sonst noch heißen mögen. Pfeilgerade liegen sie auf ihren Sarkophagen, in weiten Gewändern, die zu schmalen, ganz gleichen Falten geordnet sind, mit über der Brust gefalteten Händen. Sie sehen ganz grau und unscheinbar, beinahe vermodert aus, selbst die Züge ihres Gesichts, bei denen man doch wahrscheinlich eine Art Aehnlich-

keit beizubehalten strebte, sind nicht mehr zu erkennen; die Zeit, die ihre Gebeine in Staub umwandelte, verschonte auch nicht den harten Stein, in welchem die damals noch so arme Kunst das Andenken dieser Herrscher über ein mächtiges Volk zu verewigen strebte.

Fast noch wunderlicher nahmen die Denkmäler aus jener düstren Zeit sich aus, in welcher der finsterste Mönchsgeist die Welt allgewaltig regierte. Könige, vor denen Millionen in den Staub sich beugten, Fürstinnen, die lebend nur die Macht ihrer Reize oder die Vorzüge ihres Standes, geltend zu machen strebten, Helden, deren Namen die Geschichte der Ewigkeit zuführt, liegen auf ihren Sarkophagen, eingehüllt in Mönchs- und Nonnen-Kutten, Kaputzen und Schleier, die sie noch im Sarge sich anlegen ließen, als hofften sie durch diese heilige Maskerade dereinst beim Auferstehen mit durchschlüpfen zu können. Andere sind zum Theil liegend, zum Theil knieend auf ihren Särgen, in der Tracht abgebildet, die sie im Leben gewöhnlich zu tragen pflegten, den Rosenkranz und das Gebetbuch in den gefalteten Händen. Diese sind für den Alterthumsforscher in

Hinsicht auf die Sitten ihrer Zeit weit merkwürdiger als jene, obgleich ihr Costume für die Bildhauerkunst sich nicht sonderlich eignet. Einige sehen ganz abenteuerlich aus, vorzüglich die Damen, die Königinnen und Fürstinnen mit ihren weiten Reifröcken, den über den Scheitel hinaus ragenden hohen Krägen, dem seltsam aufgesteiften gekräuselten Haar, den fantastisch geformten Hauben und Schleiern, mit denen sie lebend sich entstellten und im Tode noch zu glänzen hofften.

So sieht man hier längst erblichne Jahrhunderte gleichsam aus ihren Gräbern erstehen und eines nach dem andern an uns vorüberwandeln.

Der Eindruck, den dieser Anblick machen könnte, würde weit imposanter seyn, wenn alles, was zusammen gehört, auch beisammen wäre, und nicht so vieles Fremdartige, einer andern, spätern Zeit Angehörende, überall eingeschoben wäre. Mitten unter den ältesten, größtentheils sehr einfachen Standbildern trifft man auf andre weit modernere Denkmäler. Einige von diesen zeichnen durch Ungeschmack, dnrch verrenkte Gestalten, durch ein Haschen nach Ausdruck, das an Caricatur grenzt, sich aus; andre durch meisterhafte Ausführun

und mitunter lobenswerthe Erfindung, alle durch Pracht und großen Reichthum an Figuren. So fanden wir hier auch das berühmte und bekannte Grabmal des großen Turenne, das von Straßburg nach Paris gebracht worden war. Viele dieser Monumente sind so groß wie ein Haus in den schottischen Hochlanden, die mehrsten überladen mit Figuren, mit Todtengerippen, mit trauernden Genien, mit trostlos weinenden Tugenden, um die der Verstorbne, während er lebte, sich wenig bekümmerte. Als eins der merkwürdigsten, größten und kunstreichsten in der großen Zahl derselben, nennen wir hier nur das prächtige Grabmal der schönen Diane von Poitiers, der berühmten Geliebten Königs Franz des Ersten. Unter allen diesen Denkmälern, die auf so mannichfache Weise unser Gefühl in Anspruch nehmen, gibt es aber auch noch einige andrer Art, wie sie, soviel wir davon wissen, die französische Nation allein aufzuweisen hat. Gestalten, so gräßlich erdacht, mit so widerwärtiger Kunstfertigkeit ausgeführt, daß man mit Eckel und Grausen sich von ihnen wegwenden muß, und doch immer wieder sie anblickt, um sich zu überzeugen, daß dieses

unglaublich uns Dünkende wirklich existirt. Mehrere Könige von Frankreich, unter diesen namentlich Franz der Erste, Karl der Neunte, und die Königin Maria von Medicis, kamen in ihrer Sterbestunde auf den gräßlichen Gedanken, anzuordnen, daß man sie nach dem Tode im furchtbarsten Ringen mit diesem abbilden sollte, in einem Kampfe, wie hoffentlich nur ein gepeinigtes Gewissen ihn herbeiführen kann. In Lebensgröße abgebildet, sehen wir diese einst so gewaltigen Herrscher auf ihrem Sterbelager mit der furchtbarsten Portraitähnlichkeit ihrer Gesichtszüge. Der Anblick ihrer hagern, von Krankheit abgezehrten und obendrein halbnackten Körper ist von empörender Widerwärtigkeit; alle Glieder zeigen sich wie verrenkt im schrecklichsten Todeskampfe, die Gesichter sind convulsivisch verzerrt, die wild zerstreuten Haare wie zerwühlt in der Todesangst; das Ganze bietet das Bild eines unter Qualen langsam verscheidenden Verbrechers, wie es kaum jemals der Pinsel eines Malers zu geben wagte, wenn er den Tod des verstockten Schächers am Kreuze darzustellen unternahm. Und dieses waren einst die Großen der Erde, die im Uebermaß aller

Genüsse ihr Leben verschwelgten. Wie furchtbar muß die Stunde gewesen seyn, die sie auf den Gedanken bringen konnte, diese Greuelbilder der Nachwelt zu ihrem Andenken zu hinterlassen.

Doch auch eine liebenswürdigere Gesellschaft, die man sogar elegant nennen dürfte, hat unsern dieser furchtbaren Gestalten hier Platz gefunden. Bei ihr erholten wir uns wieder. Es ist dies eine Menge Büsten, die Frankreichs Gelehrte, Poeten und Philosophen darstellen, so hübsch fein und zierlich, daß sie in jedem Salon mit Freuden aufgenommen werden würden. Racine, Corneille, la Fontaine, Descartes und noch viele, viele mehr, unter andern auch Boileau, der in Frankreich noch immer für einen großen Mann und trefflichen Poeten gilt.

Vieles, das im Klostergebäude nicht mehr Platz fand, ward in dem, von hohen Mauern umgebnen, ziemlich dumpfigen Garten aufgestellt, der zu demselben gehört. Geisterartig und verlassen, blinken hier die weißen Marmorbilder zwischen den hohen alten Taxusbäumen und Cypressen hindurch.

Es ist der wunderbarste Kirchhof, man könnte

sagen, eine ganze Welt läge hier begraben; und wer bei nächtlicher Weile oder gar bei Mondlicht unversehens hieher geriethe, der möchte wohl schwerlich sich eines heimlichen Schauders erwehren können, und wäre er auch sonst ein Held. Hier in diesem Garten, fanden wir auch die aus der Cathedralkirche von Orleans geraubte Statue des berühmten Heldenmädchens Jeanne d'Arc, die uns eigentlich zu dieser Abschweifung verleitet hat. Wahrscheinlich ist dieses Marmorbild nur ein Theil eines größern, der Jungfrau von Orleans geweihten Monumentes: denn sie ist sehr sonderbar nur bis an die Hüften abgebildet und steht ganz niedrig am Boden, ohne eigentliches Piedestal. Die Kriegerin hält mit beiden Händen das emporgerichtete Schwert, und diese Stellung allein bezeichnet in ihr die Heldin. Die ganze Figur ist sehr zart, man möchte sie beinahe schmächtig nennen. Das feine sanfte Gesichtchen bezeichnet nur die fromme, vom Himmel gesandte Seherin. Es liegt ein so unaussprechlicher Ausdruck lieblicher Schwärmerei in diesen wunderholden Zügen, daß wir uns lange nicht von ihnen losreißen konnten und zuletzt fest überzeugt wurden, so und nicht anders müsse die

fromme Heldin ausgesehen haben, obgleich das Bild augenscheinlich aus einer weit spätern Zeit ist. Gewiß haben alte, ihr gleichzeitige Abbildungen und Traditionen dem Künstler zum Vorbilde gedient, wie hätte er sonst auf den Gedanken kommen können, sie in so zarter, fast verklärter Gestalt uns zu zeigen, statt eine Art von Kriegsgöttin aus ihr zu machen.

Hinter Orleans wird die Gegend höher und schöner; im Sommer mag es hier sehr angenehm seyn. Bald kamen wir an die schönen Ufer der „prächtig strömenden Loire.“ Das junge Grün der Saaten, das sie schmückte, der breite Strom und eine schöne sich über ihm wölbende steinerne Brücke gewährten uns manche reizende, malerische Ansicht; die Flecken und Dörfer aber, durch welche der Weg führte, erfreuten uns nicht. Alles, was wir darin sahen, trug das Gepräge der bittersten Armuth. In Lumpen gehüllte Greise, bleiche Jammergestalten von Weibern, umschrien von halbverhungerten Kindern, fielen uns mit ungestümem Betteln an, so oft der Wagen hielt. Die Ver-

sorger und Ernährer dieser hülflosen Wesen waren alle zur Armee getrieben, und diese Zurückgebliebnen verschmachteten jetzt, in dem von der Natur so reich begabten Lande, weil es an rüstigen Armen fehlte, es anzubauen.

In Paris hatten wir wenig von dem Elende bemerkt, welches die Revolution über dies einst so wohlhabende Land gebracht hat. Die, welche durch jenes plötzliche Umschwingen des Glücks, auch wohl durch Raub und Plünderung reich wurden, leben dort in einen, verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängt; ihr Glanz blendet das Auge, so daß es nicht in das dicht daran grenzende Dunkel zu schauen vermag, in welchem doch die Mehrzahl der Menschen leben muß. Aber auf dem Lande und in kleinen Städten liegt alles offen da, und der Anblick des allgemeinen Elends erregte hier unser innigstes Mitleid.

Auf dem ganzen Wege von Orleans bis Blois begegneten wir zwar vielen Frachtwagen, aber keinen andern Reisenden und überhaupt wenig Menschen. Außer den Bettlern umringten uns auch überall eine Menge Weiber und Kinder, um an uns Messer zu verkaufen, die in großer Anzahl

ringsum in der ganzen Gegend recht gut gemacht werden. Mit augenscheinlicher Lebensgefahr stiegen die Mütter in die Speichen der Räder, so wie der Wagen einen Augenblick hielt, und reichten uns ihre halbnackten Kinder zum Schlage hinein. Die Kleinen mußten uns die Messer in ihren Händchen zum Verkauf entgegentragen; und gern nahmen wir ihnen eine Kleinigkeit ab, um nur der Angst entledigt zu seyn, sie so zu sehen.

In Frankreich muß ohnehin jeder Reisende sein Messer mit sich führen, denn er erhält keines in den Gasthöfen der kleinern Städte, zu denen man doch zuweilen seine Zuflucht zu nehmen sich gezwungen sieht. Gabeln dagegen und Löffel fehlen nie; gewöhnlich sind beide von Silber, ungeachtet der Armuth des übrigen Geräths. Auch Servietten sind da, nur keine Messer, oder wenn man auf vieles Fordern welche bringt, so sind diese gewöhnlich in einem so abschreckenden Zustande, daß man sich ihrer nicht bedienen mag.

Man wird in Frankreich fast noch schneller auf den Posten weiter befördert als in England. Kaum daß die Pferde den letzten Schritt gethan haben, so werden sie schon ausgespannt und andre

gebracht. Der neue Postillon steigt flink in die kolossalen, mit Stroh gefütterten Curierstiefeln, die sein Vorgänger beim Absteigen von sich warf; klatscht einige Mal kurz hintereinander mit seiner kleinen Peitsche, und nun geht es fort im schnellsten Trabe, wenn der Weg es erlaubt. Man hat oft nicht Zeit die Post ordentlich zu bezahlen, und der Postmeister ruft nur in aller Geschwindigkeit dem forteilenden Postillon nach, wie viel der Reisende zu viel oder zu wenig gab; dies wird dann auf der nächsten Station berichtigt.

Die Posthäuser sind fast nie zum Empfange der Reisenden eingerichtet, und sehen auch gewöhnlich so uneinladend aus, daß man gern vorüberzieht. Mit den Gasthöfen ist es ungefähr eben so; daher saßen wir oft zehn bis zwölf Stunden wie festgebannt in unserem Wagen, und ohne die wohlthuende Industrie der Landbewohner, wären wir gewiß oft halb verschmachtet im Nachtquatier angelangt. Diese aber kam uns aus den benachbarten Häusern an den Posten überall mit gutem Bouillon, Backwerk, und schönem weißen Brot entgegen, wofür wir gern die geforderte Kleinigkeit zahlten, um ohne Aufenthalt weiter zu

kommen. Höher hinauf, in den südlichen Gegenden von Tours, bot man uns oft getrocknete Früchte, Pflaumen, Aprikosen, Birnen, Pfirsiche, die wie in Zucker kandisirt aussahen und schmeckten. Das Obst erreicht in diesem schönen Lande einen Grad von Süßigkeit und Reife, die wir in unserm rauhern Klima gar nicht kennen.

Die Stadt Blois erreichten wir am späten Abend des Tages, an welchem wir Orleans verließen. Sie schien uns noch armseliger, schmutziger und kleiner, hat aber eine höchst anmuthige Lage hart am Ufer der Loire. Unser Gasthof lag am Quai; unerträglicher Schmutz und überlästige Messerverkäuferinnen, die uns bis in unsere Zimmer verfolgten, machten ihn zu keinem angenehmen Aufenthalte, doch vergaßen wir dies Ungemach über den Anblick des Stroms, der, breit und prächtig, dicht unter unsern Zimmern hinrauschte. Lange standen wir noch am Fenster und sahen dem Spiele des Mondscheins mit den Wellen zu. Alles war todtenstill auf dem Wasser, kein einziger Fischerkahn sichtbar, auf der ganzen großen silbernen Fläche, die wir überblickten, nur das leise, fast klagende Rauschen der am Gestade sich

brechenden Wellen, flüsterte durch die Oede der Nacht. Wie ganz anders ist das immer rege Leben auf der Themse bei London, der schiffreichen Elbe bei Hamburg, ja auf dem kleinsten Kanal in Holland, wo Tag und Nacht ein Gewühl der mannichfaltigsten Fahrzeuge die Wellen durchkreuzt.

Mit Tagesanbruch gingen wir weiter; es war der letzte Januar, und warme Mailuft umwehte uns. Tausend Vögel trieben ihr lustiges Wesen in den Hecken; letztere fingen schon an, sich mit gelben wohlriechenden Blüthen zu schmücken; Lerchen wirbelten hoch über uns, in blauer Luft und warmem Sonnenschein, und aus dem jungen Grase guckte manches Frühlingsblümchen schüchtern hervor. Die weißen Blüthen der Mandelbäume erinnerten uns an den Schnee, der in unserem Vaterlande jetzt eben so auf den Aesten der Bäume noch lastete. Sehr sinnig nennt das Volk in Frankreich den Mandelbaum: den Baum der Thorheit, l'arbre de la folie, weil der erste freundliche Sonnenblick ihn verführt, seine Blüthen zu entfalten, wofür er denn oft später büßen muß. Im Gegensatz mit diesem nennen sie den im südlichern Frankreich sehr gewöhnlichen Johannisbrot-

baum den Baum der Weisheit, l'arbre de la sagesse, weil er die Zeit abwartet und, gleich unsern deutschen Eichen, die Knospen nicht eher durchbricht, bis keine Fröste mehr drohen. Jene beiden Bäume könnten in der Geschichte unserer Tage wohl auch als Symbol des deutschen und französischen Volks gelten.

Die Gegend zwischen Blois und Tours ist entzückend schön. Wir fuhren auf dem hohen geräumigen Damme längs dem Ufer der Loire hin: zur Rechten hatten wir den breiten, prächtigen Strom, zur Linken die, wie ein schöner Garten angebaute Ebne. Näher an Tours wird das Ufer höher, mannichfaltig gestaltete zackige Felsen bekränzen es; Weinberge, Gärten, zierliche Landhäuser reihen sich hier überall an einander; kein Fleckchen Land bleibt unbenutzt. Selbst im Innern der Felsen haben die Menschen sich Wohnungen bereitet. In Höhlen und alten Steinbrüchen hausen sie dort wie Kaninchen; sie haben sie sich zu ihrem Hausbedarf ordentlich eingerichtet; eine Thür mit Schloß und Riegel schließt den Eingang, Fenster mit gläsernen Scheiben glänzen hie und da an den Felswänden, und wirthlich

steigt der Rauch aus den Schornsteinen, die sich vom Gipfel der Felsen erheben. Unwillkührlich gedachten wir dabei des wunderlichen Vesuvs im Garten zu Wörlitz, den auch Fenster zieren und der in seinem Innern manch artiges Boudoir verbirgt. So elegant sind diese Wohnungen nicht, aber doch wohl warm und gesund, wenigstens nach dem blühenden Ansehen der vielen Kinder zu urtheilen, die munter wie junge Gemsen zwischen dem Gesteine herumkletterten, das ihren väterlichen Herd einschloß. Je weiter wir fuhren, je häufiger wurden diese Troglodyten-Zellen, und wir ermüdeten nicht, sie zu betrachten, indem wir bewunderten, wie geschickt man gewußt hatte, die mannichfaltigen Gestaltungen der Felsen zu benutzen. Weinkeller und Magazine hatten wir schon früher in den felsigern Ufern des Stromes eingehauen erblickt, aber sie als vollständige menschliche Wohnungen eingerichtet zu sehen, blieb uns ein neuer wunderbarer Anblick.

Ziemlich nahe von Tours kamen wir an den, auch noch im Graus der Zerstörung großen, stattlichen Ruinen eines Karthäuserklosters dicht vorbei. Dieses prächtige Gebäude ward während der Re-

volution verwüstet und verbrannt. Sein Anblick erinnerte uns daran, daß eben hier, auf einem der lachendsten, glücklichsten Flecken der Erde, alle Greuel jener Zeit aufs furchtbarste wütheten. Ströme von Blut färbten damals die Wellen der Loire, tausend noch im Sterben verhöhnte Schlachtopfer fanden bei den entsetzlichen Noiaden den schrecklichsten Tod. Jünglinge und Mädchen wurden Paarweise zusammengebunden und in den Strom gestürzt. Andere in Kähnen, welche mit Fallthüren versehen waren, in die Mitte der Loire geführt, wo der Boden plötzlich unter ihren Füßen wich und sie dann rettungslos versanken. Wenige Jahre sind seitdem an uns vorüber gegangen, der Strom fließt silberhell wie zuvor; denn die unsinnige Wuth der Menschen vermag nichts über die ewigen Gesetze der Natur; aber unbegreiflich schien es uns oft, daß diese Menschen wieder lachen, singen, fröhlich ihren Geschäften nachgehen konnten, ohne bei jedem Schritt von den schrecklichsten Erinnerungen ergriffen und gelähmt zu werden. Dies aber zeugt von der Macht der Zeit, von dem wohlthätigen Vergessen, womit die gewaltigen Stunden der Menschen allmählich besiegen.

Wohl uns, daß dem so ist, und in unserem ohnehin so kurzen Leben kein Schmerz dauernd bleiben kann.

Unter solchen Gedanken und Betrachtungen hatten wir Tours erreicht, ehe wir uns dessen versahen, und fuhren über die prächtige Brücke zur Stadt hinein. Diese Brücke schien uns zwar weniger breit, aber nicht viel kürzer als die Blackfriars-Brücke, welche in London über die Themse führt. Die niedrigen Brustwehren erlaubten uns einen freien Blick hinüber auf das von der Loire durchströmte Paradies und die um die Stadt sich ziehenden Pappelalleen. Eine der reizendsten Aussichten, welche wir jemals sahen.

Tours ist vielleicht die hübscheste, freundlichste, reinlichste kleine Stadt in Frankreich. Alles darin hat solch ein saubres, zierliches Ansehen, daß wir dadurch auf's lebhafteste an England erinnert wurden; auch hatten vor der Revolution sich hier viele englische Familien angesiedelt, die aus ökonomischen oder andern Gründen ihr Vaterland verließen; und wahrscheinlich sind es noch die Spuren ihres ehemaligen Daseyns, welche diese Stadt vor allen andern französischen Städten un-

terscheiden. Die Einwohner von Tours bilden sich nicht wenig auf dieses freundliche Ansehen ihres Städtchens ein und behaupten keck, daß selbst in Paris keine Straße wäre, die sich mit der Hauptstraße ihres Ortes vergleichen ließe. Das heißt im Munde eines Franzosen gar viel gesagt; denn ihm ist Paris die Krone der Welt. Diese gerühmte Straße ist wirklich von beiden Seiten mit schönen, modernen Häusern besetzt, an welchen, ganz nach englischer Art, ein breiter, etwas erhöhter, mit Quadersteinen belegter Fußpfad hinläuft; sie ist breit, schnurgerade und endigt in einer schönen Pappelallee, welche dicht vor der Stadt einen bedeutenden Hügel hinaufführt.

Von diesem Hügel übersahen wir noch einmal die artige Stadt, den breiten Strom mit seinen grünen Inseln, die sanft sich erhebenden, mit Reben und Gärten geschmückten Ufer und eine zweite schöne Brücke, die in einiger Entfernung über dem Strom sich wölbt. Welch ein Paradies muß hier grünen und blühen, wenn die Bäume ihre belaubten Kronen tragen, die Reben Kränze um sie flechten, oder in schönen Gewinden sich über die sie einschließenden Mauern beugen, wenn

tausend Blumen aus diesen freundlichen Gärten ihren Duft versenden! Jetzt deckte das frische Grün nur kaum den Boden; der Mandelbaum allein stand röthlich-blühend unter seinen noch schlafenden Brüdern, und doch ward es uns schwer, von diesem Anblicke zu scheiden. Noch schwerer würde es uns geworden seyn, hätten wir ahnen können, wie unangenehm unsre Reise von jetzt an werden würde.

Wir fuhren weiter, weil wir es mußten. Nicht lange, so bog der Wagen um eine Ecke, und wie durch den Schlag einer Zauberruthe, sahen wir uns plötzlich in ein ganz anderes Land versetzt. Oede, flach, unwirthlich, breitete sich eine Gegend vor uns aus, der auch nicht ein interessanter Punct abzugewinnen war, so eifrig wir darnach umblickten. Die Wege wurden sehr schlecht, die Dörfer und Flecken, durch welche wir kamen, benahmen uns alle Lust den Wagen zu verlassen; so erreichten wir denn, müde und zerschlagen an Seele und Leib, unser Nachtquartier. Es war schon sehr dunkel; dennoch verfolten uns schreiende Weiber, weinende, halbverhungerte Kinder, mit großem Ungestüm bis in unsre

Schlafzimmer, um uns Stahlarbeiten und Zahnstocher zu verkaufen. Noch nirgends waren sie so zudringlich gewesen als hier; auch sahen wir uns genöthigt, jede Regung des Mitleids zu unterdrücken, und ihnen gewaltsam die Thür weisen zu lassen, um nur zu der uns allen höchst nöthigen Ruhe zu gelangen.

Der kleine Ort, in welchem wir uns jetzt befanden, heißt Châtellerault aux-Barres-de Nintré. Er liegt nahe an dem kleinen schiffbaren Fluß Vienne, und war ehemals ein freundliches, nahrhaftes Städtchen. Der starke Waaren-Transport zu Wasser und der sehr ergiebige Fischfang, machten die Einwohner zu wohlhabenden Leuten, die ohne große Sorge erwarben, was sie zum stillen zufriednen Leben für sich und die Ihrigen bedurften.

Jetzt hatte Napoleon die Männer ihrem friedlichen Herde entrissen, um seine Marine mit ihnen zu besetzen, besonders die flachen Böte, welche damals ausschließend ihn beschäftigten, weil er England damit erobern zu können wähnte. Die armen Weiber mußten wohl mit ihren Kindern betteln, um nicht zu verhungern.

Der Regen fiel in Strömen vom Himmel her-

ab, als wir uns am andern Morgen, noch in der Dämmerung, auf den Weg machten. Wir kamen an Poitiers dicht vorbei. Die Stadt sah aber so wenig einladend aus, daß wir gar nicht hineinfahren mochten, sondern nur in der Vorstadt anhielten, um die Pferde zu wechseln. In Deutschland, oder gar in England und Holland ist es unmöglich, sich von einer solchen kleinen Landstadt in diesem Theile von Frankreich eine Vorstellung zu machen, besonders bei Regenwetter ist ihr Anblick das Scheußlichste, was wir kennen. Die elenden Häuser sehen aus als wären sie aus Koth zusammen geknetet, die seit ihrer ersten Entstehung nie gewaschnen Fenster vollenden das widrige Bild; oft fehlen sie ganz, und in Oel getränktes Papier, oder schlecht zusammengenagelte, unangestrichene Läden ersetzen ihre Stelle. Misthaufen besetzen von beiden Seiten die engen winklichen Straßen; alles, was man sieht läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, als ob hier frohe Menschen in freundlich-häuslichen Verhältnissen glücklich leben könnten. Der Anblick ist so traurig beengend, so ekelerregend, daß jeder Fremde die schnelle Beförderung der Posten als eine wahre

Wohlthat erkennen muß, und dem Pariser die Verachtung verzeiht, mit welcher letzterer gewöhnt ist, auf die Provinz und alles, was provinziell heißt, vornehm herabzublicken.

Doch indem wir dies in der Vorstadt von Poitiers, in unserem Wagen sitzend, besprachen und man uns frische Pferde vorlegte, überzeugte uns eine dicht neben uns sich ereignende kleine Scene, daß doch wohl selbst in diesem abschrekkenden Orte häusliches Glück und Liebe wohnen können.

Mehrere Fuhrleute fuhren eben mit ihrem Karren von dem Hause fort, vor welchem wir hielten, und schlugen die Straße nach Bordeaux ein, die auch wir vor uns hatten. Nur ein einziger zögerte noch, als ob er etwas erwarte. Da kam ein junges, sehr hübsches Weib aus der Stadt, sie trug eine große Fuhrmannspeitsche in der Hand und ein kleines etwa zweijähriges Mädchen auf dem Arm, und eilte, troß dem eben unbarmherzig strömenden Regen, auf den jungen Fuhrmann zu, der ihr auch einige Schritte entgegenging, so daß er dicht neben unsern Wagen zu stehen kam. Sie sprachen mit einander recht lange und recht

herzlich, doch was sie sagten, konnten wir in ihrem Patois nicht verstehen; dann küßte der Mann Frau und Tochter mehrere Mal; nahm dann zögernd die Peitsche und ging zu seinem Wagen, kehrte aber bald wieder, um Frau und Kind noch einmal zu herzen und zu küssen; endlich fuhr er ab, die Frau aber blieb im Regen stehen und sah ihm unverwandt nach. **Papa est déjà bien loin**, stammelte das Kind und zeigte nach ihm hin, die Frau weinte und trocknete ihre Thränen mit dem Kleidchen des Kindes, das sie fest an sich drückte. Da klapperte eine alte, geschwätzige Nachbarin auf unförmlichen Holzschuhen zu ihr hin, um sie zu trösten, und redete ihr viel von einem großen Sack voll Geld vor, den der Mann aus Bordeaux mitbringen würde, die Frau aber schüttelte traurig und schweigend den Kopf, küßte ihr Kind, und ging dann einsam zurück in die Stadt. Der Vorgang ist an sich sehr unbedeutend, für uns aber hatte er etwas Rührend-Erfreuliches, und da er das Einzige war, was in diesen Tagen uns freundlich ansprach, so mag er denn auch hier in unsern Erinnerungen sein Plätzchen behalten.

Von Poitiers aus verdiente die Straße kaum

noch eine Straße genannt zu werden. Wir fuhren so langsam vorwärts, daß wir in einem elenden Weiler, maisons blanches genannt, die Nacht zubringen mußten, weil es für diesen Tag unmöglich war weiter zu kommen. Am andern Morgen entdeckten wir, daß unsre Räder einer Reparatur bedurften, was bei den entsetzlichen Wegen, welche wir bis jetzt gehabt hatten, wohl nicht anders seyn konnte. Wir fuhren also nur bis Angoulême, wo wir gegen Mittag anlangten, um dort dies Geschäft vornehmen zu lassen. Die eine Hälfte von Angoulême liegt auf einer Anhöhe, und die terrassenartig über einander sich erhebenden Häuser gewähren, von unten gesehen, einen recht hübschen Anblick; in der Nähe aber ist dieser Theil der Stadt eben so schmuzig und raucherig als die niedriger liegende Hälfte derselben, in welcher wir uns den besten größten Gasthof des Orts zum Absteigequartier erwählten.

Angoulême ist die größte Stadt in diesem Theile von Frankreich, aber auch die schmuzigste und häßlichste, die wir bis jetzt gesehen hatten. Finster und armselig wie sie, war auch unsere Wohnung; alles, was uns umgab, mit einer Kruste

von Schmuz überzogen; und wenn wir die Betten ansahen und daran dachten, daß wir hier die Nacht zubringen sollten, so ergriff uns ein unwiderstehlicher Ekel. Selbst die Luft war kaum zu athmen; denn die Bewohner dieses Landes essen den ganzen Tag Knoblauch und verpesten damit die Atmosphäre, in welcher sie leben, bis zu einem fast unerträglichen Grad. Von Reinlichkeit, von allem, was das Leben angenehm und behaglich macht, hat man in diesen Gegenden keinen Begriff; die Leute im Hause verstanden gar nicht, was wir damit wollten und meinten, alles wäre bei ihnen ganz vortrefflich. So blieb uns denn nichts übrig zu thun, als uns selbst einigermaßen einzurichten so gut es anging, und fleißig nachzusehen, ob die Arbeit an unsern Rädern gehörig gefördert werde. Der Tag ward uns indessen in diesem unwirthbaren Aufenthalt sehr lang. Wenn wir die träge Unbehülflichkeit der Menschen um uns her betrachteten, so glaubten wir gar nicht mehr in Frankreich zu seyn. Aehnliches findet man in Deutschland nicht einmal auf der Lüneburger Heide oder in den abgelegensten Winkeln Westphalens; und dennoch gibt es hier

eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen. Zu unserm großen Erstaunen vernahmen wir, daß in einem, unserem Gasthofe gegenüber liegenden großen Gebäude eine solche sich befinde; in jedem andern Lande hätten wir das Haus geradehin für einen Viehstall gehalten. Junge Mädchen aus allen Gegenden Frankreichs werden dahin geschickt, sogar aus Deutschland, selbst aus Amerika; und die Eltern derselben wissen sich wahrscheinlich in der Ferne viel damit, daß sie ihre Kinder in Frankreich erziehen lassen; ja sie sind unverständig genug zu glauben, auf das trefflichste für die armen Wesen gesorgt zu haben, die sie aus dem Vaterhause in diesen traurigen Aufenthalt verbannten.

Je länger wir das Haus uns gegenüber ansahen, aus dessen Thüre wirklich zuletzt ein paar kleine verkümmerte Blondinen, an der Hand einer ziemlich schmuzig und sehr mürrisch aussehenden Mabonne heraustraten, je höher stieg unser Mitleid mit diesen in die Fremde hinausgestoßenen Kindern. Wir wünschten zuletzt fast in vollem Ernste, daß es noch Zauberer gäbe, die den Eltern in einem Spiegel den Aufenthalt zeigen könnten, in welchem ihre Töchter, das schöne Früh-

lingsleben, das nur einmal uns blüht, hinbringen müßten, um nur dereinst fertig französisch plappern zu können. Wann werden wir endlich aufhören, innerlich das Ausland zu überschätzen, während wir äußerlich, bis zur Ungerechtigkeit gegen dasselbe, mit deutschen Gesinnungen Parade machen? Kein mühsam erworbnes Talent, keine Fertigkeit im französisch Reden und Tanzen vermag jemals unsern Töchtern die Jugendfreudigkeit und das geistige und körperliche Gedeihen zu ersetzen, welche nur eine im Vaterhause verlebte Kindheit gewährt.

Zwar jene ruhige einfache Zeit ist nicht mehr, in der jeder hoffen durfte, daß die Bahre, die ihn einst zur letzten Ruhe trägt, an derselben Stelle zu stehen kommen werde, an der einst seine Wiege stand. Und deshalb muß der Sohn früh in die Welt hinaus, damit er den Boden kennen lerne, auf dem er seinen Weg durchs Leben sich wird bahnen müssen; doch das Loos der Töchter blieb noch immer ruhigerer Art. Ihre schöne, milde Bestimmung ist, das eigne Glück nur in der Beförderung des Glücks der Ihrigen zu suchen und zu finden; und hier kann ihre Führe-

rin nur die höchste, reinste Anspruchlosigkeit seyn, die in der Fremde so leicht zerstört oder in beklommene Schüchternheit verwandelt wird. Die Töchter gleichen den Frühlingsblumen, die nicht durch viele Hände gehen können, ohne den zarten Duft zu verlieren, der ihnen den höchsten Reiz verleiht, darum lasse man sie doch ruhig auf dem heimischen Boden erblühen, den ein günstiges Geschick ihnen anwies; im Hause des Vaters, unter den Augen der Mutter, im Kreise von Geschwistern und Verwandten. Ruhen wirklich bedeutende Anlagen in ihnen, so entwickelt die Zeit sie gewiß; und auch die helfende Hand, deren sie zu dieser Entwicklung bedürfen könnten, wird in unsern Tagen, selbst in kleinen Orten, sich fast immer finden lassen, sobald man nur geschickt und behend sie zu ergreifen weiß. Daß man sehr liebenswerth und geliebt, sehr geachtet, sehr glücklich seyn könne, ohne fertig Französisch reden und französische Pas tanzen zu können, leidet übrigens keinen Zweifel.

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen brachten wir den verdrüßlichen Abend in Angoulême hin. Am folgenden Morgen war endlich

alles zur Fortsetzung unsrer Reise bereit, und wir bestiegen unsern Wagen, herzlich froh über die Erlösung aus allem dem Elend. Aber gleich nach der ersten Station fanden wir die Wege völlig bodenlos. Unser gar nicht schwerer englischer Wagen, den sonst drei Pferde sehr bequem fortzogen, mußte mit sechsen bespannt werden; und auch diese vermochten es kaum, uns mit aller Anstrengung ihrer Kräfte aus den Löchern herauszuziehen, in die wir bei jedem Schritt auf's Neue bis an die Achse des Wagens versanken. Die Kärner, denen wir begegneten, selbst die Bauern, die im Felde arbeiteten, alles lief geschäftig herbei, um unsern Postillonen die Pferde prügeln zu helfen, Es schien dies eine bei ihnen gewöhnliche Höflichkeitsbezeugung gegen Reisende zu seyn, für welche sie auch ihrer Seits ein kleines Gratial erwarteten. So entsetzlich es uns auch war, die armen Thiere so martern zu sehen, so mußten wir dennoch es ohne Widerrede geschehen lassen, wenn wir nicht auf der Straße liegen bleiben wollten. Das Regenwetter hatte das Land umher in einen Morast verwandelt; im Sommer bei ganz trocknem Wetter, kommt man auf diesem aus lauter

Lehm und Thon bestehenden Boden wahrscheinlich besser fort.

In Montlieu mußten wir übernachten, dort fanden wir alles im Superlativ: Unreinlichkeit Knoblauchsduft und die bitterste Armuth. Zum Einheizen brachte man uns Hobelspäne statt des Holzes; Butter und Kaffee waren den Leuten Dinge, die sie kaum den Namen nach kannten; im ganzen Hause befand sich kein einziges Fenster, zerbrochne Läden ersetzten ihre Stelle. Das übrige Ameublement war dem angemessen, die Betten mag die Phantasie des Lesers sich selbst malen.

Mit großem Geschrei drang ein halbes Dutzend Weiber in's Zimmer herein, um uns auf ihre Art zu bedienen. Aus den Lumpen, die um sie herflatterten, dem wilden Haare, das unter kleinen, weiß gewesenen Mützen ihnen über's Gesicht und über den Nacken herabhing, war es fast unmöglich, Spuren einer menschlichen Gestalt herauszufinden. Alle redeten zugleich auf uns ein, wir verstanden kein Wort von ihrem kauderwelschen Patois, sie ihrerseits verstanden uns eben so wenig, also konnten wir nichts weiter thun, als diese Nymphen für's Erste hinaus zu komplimen-

tiren, und dann den Rest einer Flasche Lavendelwasser auszugießen, das bei ähnlichen Gelegenheiten uns schon treffliche Dienste geleistet hatte. Unser Bediente hatte indessen in der Nachbarschaft fouragirt und wirklich sechs Eier und einen uralten Hahn erbeutet, aus dem er uns eine Suppe kochte, ohne daß die Leute im Hause ihm dabei helfen durften. Durch einen besondern Glückfall fand sich im Wagen auch noch eine Flasche Wein und die Ueberbleibsel einer kalten Pastete. So war denn unsre Wirthschaft für diesen Abend recht gut zigeunerhaft eingerichtet, wir trösteten uns dabei mit der Hoffnung, morgen in Bordeaux das Ende aller unsrer Noth zu erreichen.

Von Montlieu aus hatten wir noch sechs entsetzliche Meilen bis Cubsac vor uns. Daß wir auf diesem Wege nicht umgeworfen wurden, gränzt an Wunder. Der Weg war weit ärger als alle, die wir bis dahin zu überstehen gehabt hatten, jeder Schritt drohte uns die augenscheinlichste Gefahr. Dennoch gelangten wir ohne allen Unfall bis an das Ufer der Dordogne, dicht bei dem Städtchen Cubsac. Hier mußten wir in einem Mitteldinge von Fähre und Nachen über den

Strom setzen, der dort beträchtlich breit und ziemlich reißend ist. Zwei Stunden harrten wir am Ufer, ehe alles zur Ueberfahrt bereitet ward. Wir sahen uns hier plötzlich zu einem ganz andern Volke hin versetzt. Jede Spur des plumpen, dummen Phlegma der Bewohner von Poitou und Limoges war verschwunden. Wir befanden uns mitten unter den Gascognern, den leicht beweglichsten Bewohnern Frankreichs, vielleicht der Welt, das sagte uns alles, was wir sahen. Eine Menge Menschen von wildem Ansehen versammelte sich im Nu um unsern Wagen; Männer, Weiber, Kinder, die Schiffer, alles fluchte, schimpfte, lachte, schrie durch einander in rauhen, uns ganz unverständlichen Tönen, ohne daß wir begreifen konnten, warum der Lärmen entstand. Es war als ob gleich ein allgemeiner Faustkampf beginnen sollte; jeder Versuch zu diesen Leuten zu sprechen, war vergeblich, sie hörten gar nicht auf uns. Ihr wüstes Geschrei, die Heftigkeit in allem ihren Thun, gab uns im Kleinen ein schauerliches Bild von dem, was sie vor wenigen Jahren gewesen seyn mochten, als sie mit blutigen Händen die Herrschaft im Lande übten. Wir stie-

gen also wieder in unsern Wagen, machten die Fenster dicht zu, um dem Knoblauchsodem zu entgehen, mit dem sie rings um her die Luft verpesteten, und erwarteten gelassen, was sie über uns beschließen würden. Nach unendlichem Toben brachten sie uns ziemlich ungeschickt in das zur Ueberfahrt bestimmte Fahrzeug und spannten ein Segel auf. Der Wind wehte heftig, der ohnehin sehr reißende Strom schlug beträchtliche Wellen, und die Bewegung des kleinen Schiffes wurde dadurch so unangenehm, daß wir gewiß alle seekrank geworden wären, wenn die ziemlich lange Fahrt noch eine Viertelstunde länger gewährt hätte.

Endlich landeten wir, unter eben so großem Geschrei und Lärmen als bei der Abfahrt. Die Pferde standen schon bereit, wir hatten noch drei Meilen vor uns bis zur Bastide, welche Bordeaux gegenüber, diesseits der Garonne, liegt. Der Weg war vortrefflich und dies uns etwas ganz Ungewohntes nach allen überstandnen Plagen und Leiden.

Der Landstrich, den wir jetzt durchreis'ten, heißt entre deux mers, eine ebne Fläche, auf

der kein vorzüglich guter Wein wächst. Dennoch bauen die Einwohner fast nichts anders, und wir fuhren durch eine ununterbrochene Reihe von Weingärten hin. Es dämmerte schon als wir die Bastide erreichten, deshalb fanden wir es gerathner, noch diese Nacht in dem diesseitigen ganz erträglichen Gasthof zu bleiben, als so spät über die Garonne zu setzen, und bei dunkler Nacht in Bordeaux anzulangen. Dort gedachten wir uns mehrere Wochen aufzuhalten, und wollten deshalb lieber am Tage und mit Muße uns eine bequeme Wohnung aussuchen, auch waren wir so ermüdet, daß wir nichts anders denken mochten als: ausruhen.

Ankunft in Bordeaux.

In einem weiten Halbzirkel lag Bordeaux am andern Morgen vor uns, hart am Ufer des breiten Stroms, der hier eine große Krümmung macht. Die Morgensonne vergoldete die schönen Gebäude am Quai, das alte feste Schloß château Trompette, und die bunten Flaggen und

Wimpel der still vor Anker liegenden großen Seeschiffe; funkelnde Lichter spielten auf den hüpfenden Wellen der Garonne. Der Anblick war bezaubernd. Unzählige Schaluppen eilten geschäftig zwischen den Schiffen hindurch, Fischer-Kähne, ankommende Marktschiffe, Nachen von allen Formen vermehrten das bunte lustige Gewimmel. Es war ein fröhliches Rufen, Jauchzen, Singen, auf allen diesen verschiedenartigen Fahrzeugen, alles verkündete uns die Nähe eines Marktes der Welt, unter dem schönsten Himmelsstriche, bewohnt vom lebendigsten Volke der Erde. Langsam wand sich die Fähre, auf der wir uns befanden, durch das lustige Leben auf dem Strome, ähnliches jauchzte uns vom Ufer entgegen; da war ein Treiben, ein Ein- und Ausladen, ein Rasseln der Lastwagen, das uns betäubend geworden wäre, hätte nicht alles, was wir sahen, uns durch heimathliche Erinnerungen immer wieder aufgeregt.

Im Hôtel de Fûmel, einem der schönsten Häuser der Stadt, fanden wir eine überaus bequeme, angenehme Wohnung. Sonst gehörte es der damals ausgewanderten alten angesehenen Familie, deren Namen es noch trug, und die während

Bayerische Staatsbibliothek München

der Zeiten der Emigration durch manche liebenswürdige Eigenschaft sich auch in Deutschland Achtung und Freunde zu erwerben mußte. Der jetzige Besitzer, ein ehemaliger Diener der vorigen, hatte es zu einem der besten und dabei billigsten Gasthöfe eingerichtet; die Ordnung und Reinlichkeit in diesem Hause setzte nach allem, was wir bis hieher gesehen, uns in freudiges Erstaunen. Diese Ordnung und Reinlichkeit aber scheint uns ein Vorzug aller großen Seehäfen in jedem Lande; der häufige Verkehr mit Fremden, besonders mit Engländern und Holländern, ist wohl die Hauptursache derselben; und ohnerachtet der Entfernung vom Meere, nimmt Bordeaux doch einen bedeutenden Rang unter den Seehäfen ein, denn selbst die größten Kauffahrteischiffe finden auf dem Strome dicht an der Stadt einen bequemen Ankerplatz.

Unsre Wohnung gewährte uns eine der schönsten, belebtesten Aussichten, die nur irgend eine Stadt aufzuweisen vermag. Wenn wir aus den, nach Landessitte bis auf den Fußboden hinabreichenden großen Fenstern hinaustraten, auf den schmalen Balkon, der rings um das Haus sich hinzog, so übersahen wir mit einem Blicke den

großen Strom voll Lebens, und über ihn hinaus die schönen, sanft sich erhebenden Anhöhen des entgegengesetzten Ufers, mit allen ihren Schlössern, Dörfern und einzelnen Landhäusern. Dazwischen grünten Felder und Wiesen. Cypressen, Pappeln, Fruchtbäume aller Art erheben fröhlich ihre Wipfel in die blaue, sonnige Luft. Nie vergessen wir den Anblick, wenn die sinkende Abendsonne die ganze himmlische Aussicht mit funkelndem Rosenlicht bestreute, nie den Frühling, dessen allmähliches Heranschleichen wir schon am Ende des Februars aus diesen Fenstern belauschten. Bald hier, bald da wagte ein Baum, eine Hecke, ein Busch ihre Blüthen und Knospen hervor, bis ein grünlicher, duftender Schleier immer dichter und dichter alles leise überzog, und zuletzt die volle Pracht des Frühlings in Laubgewölb und Blüthen-Ranken plötzlich vor uns stand.

Bordeaux ist eine der größten Städte in Frankreich, damals zählte man über hunderttausend Einwohner darin. Verhältnißmäßig aber ist die Stadt mehr lang als breit, denn am Ufer des Stroms ist ihr eigentliches Leben, und alles strebte, dort sich anzubauen. Früh Morgens wandelten wir

gern längs der Garonne hin, und ergötzten uns an dem emsigen fröhlichen Treiben des arbeitsamen Volkes. Rechts vom unserm Hause kamen wir zuerst am Weinmarkt vorbei, den wir auch von der einen Seite unsrer Wohnung übersehen konnten. Hier nahm vom Morgen an bis zur sinkenden Nacht das lustige Gewimmel kein Ende. Etwas weiter, immer längs dem Strom, kommt man an einen großen freien Platz, an welchem die Börse erbaut ist, ein ganz modernes, großes, etwas wunderliches Gebäude. Kunstverständige wissen vieles daran auszusetzen, uns selbst erschien es nicht ganz tadellos, doch macht die Façade desselben auf diesem Platz einen ganz angenehmen Effect. In nördlichern Handelsstädten, zum Beispiel in London, in Amsterdam, in Hamburg, versammeln sich die Handelsherren unter freiem Himmel, auf Höfen ähnlichen, ganz offnen Plätzen, die eine oben bedeckte Colonnade umgibt, unter welcher sie bei zu unfreundlichem Wetter Schutz suchen können. Hier aber hat man der drückenden Sonnenhitze wegen eine andre Einrichtung getroffen. Die Börse ist ein ungeheuer großer Saal. Uns schien es ein arger Mißbrauch, daß

viele mit unzähligen Kleinigkeiten angefüllte Buden den Raum darin verengen, und ihm das imposante Ansehen rauben, welches er ohne dieses haben würde. Eine wunderliche Art von Kuppel wölbt sich hoch über den Saal, eigentlich ist es keine Kuppel, wir können diese sonderbare Bedachung nur mit den altmodischen, aus Brettern zusammengenagelten Lauben vergleichen, die man noch hie und da in kleinen Hausgärten findet. Sie wölbt sich nur von zwei Seiten über den untern viereckigen Raum, von den beiden andern steigen die oben abgerundeten, ganz flachen Seitenwände bis zu ihrer höchsten Höhe und schließen sich an. Die Fenster sind in langen, schmalen Streifen in den beiden gewölbten Seiten der Bedachung angebracht, und machen, von unten gesehen, einen ganz eignen, feierlichen Effekt. Unter den Fenstern hin läuft eine ziemlich breite Gallerie rings um das Gebäude, die aber zur Börsenzeit immer verschlossen bleibt. Ein großer Saal stößt an diese Gallerie, den ein hiesiger Maler recht artig dekorirte; er wird bei feierlichen Gelegenheiten zu Volksfesten, öffentlichen Bällen und großen Mahlzeiten gebraucht, während des Jahr-

markts werden auch in diesem Saal eine Menge Buden errichtet.

Wenn wir die Börse und den großen Platz vor derselben verlassen, um den Strom weiter zu verfolgen, so führt uns der Weg zuerst auf den breiten, mit einer langen Reihe schöner großer Häuser besetzten Quai. Der von ihm begrenzte Strom voll Getümmel, und die entgegen stehenden Ufer, gewähren auch hier eine unendliche Mannichfaltigkeit der lachendsten Aussichten; ja, nirgends wohl findet man das Gewühl einer großen Stadt so vereint mit allen Reizen ländlicher Natur. An die Häuser auf dem Quai reihen sich eine Menge Speicher, Magazine, Chays. Den letztern Namen führen hier die Weinniederlagen, von denen 'aus Europa und die halbe Welt versehen wird. Auf diese folgen die Schiffswerfte. Der Geruch von Theer und Pech verkündigt sie schon von weitem. Ewig wird dort gehämmert, gesägt, Theer gekocht, und ganz unbändig geschrien, denn ein schweigender Gaskogner wäre im wachenden Zustande etwas nie Gesehenes. Hier, wo bald ein neues Schiff vom Stapel läuft, bald ein altes kalfatert wird, wo es ewig zu schaffen,

zu fragen, zu holen gibt, ist dies Volk ganz in seinem Element, und übt die Gewalt seiner Lungen nach Herzenslust. Eine ungeheure Anzahl der platten Böte lag damals theils halb, theils ganz fertig da. Ob Napoleon es sich selbst weiß machte, daß er mit diesen Nußschalen England erobern könne, oder ob er die Welt absichtlich damit irre führen wollte, wird wohl ewig unentschieden bleiben. Damals wurde so eifrig daran gearbeitet, als müßten alle in der nächsten Woche fertig werden; ihre Anzahl lief ins Unglaubliche; ungenutzt sind sie jetzt spurlos verschwunden, mit ihnen die großen Summen, welche sie dem Lande kosteten.

Den Schiffswerften vorbei, am äußersten Ende der Stadt von dieser Seite, gelangt man an das Findelhaus, immer noch am Ufer der Garonne. Dieses schöne große Gebäude macht durch seine sehr zweckmäßige Einrichtung den wohlthätigen Gesinnungen der Bewohner von Bordeaux alle Ehre, obgleich dessen starke Bevölkerung nicht sonderlich für ihre Sitten spricht. Ein mit Betten versehenes Turniket, dicht am Eingange, nimmt das von aller Welt verlaßne, kleine, hülflose We-

sen zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht auf, und fast kein Tag im Jahre vergeht, an welchem nicht mehrere Kinder auf diese Weise dem allgemeinen Erbarmen übergeben werden. In dem vor unsrer Ankunft verfloßnen Monate waren allein sieben und dreißig Mulattenkinder in das Haus gebracht worden. Alle Kinder, schwarze und weiße und braune, werden mit gleicher Liebe aufgenommen und verpflegt, ohne Hinsicht auf Farbe oder Nation. Ein Zug an der neben dem Turniket angebrachten Klingel meldet im Hause sogleich den neuen Ankömmling, die Person, die ihn brachte, behält Zeit, sich ungesehen zu entfernen, ehe man kommt das Kind herein zu nehmen, welches indessen doch sehr schnell geschieht. Die ganz jungen Kinder werden zu einer Amme auf das Land gebracht, wo sie bleiben, bis sie der ersten mütterlichen Pflege entwachsen sind. Dieses der Wohlthätigkeit geweihte Haus ist eines der letzten in der Stadt. Verfolgt man noch ferner den Strom, so gelangt man bald an das freundliche Dorf Begle, dessen mit Weinlaub überwebte weiße Häuser uns lebhaft an die Dörfer am Rhein erinnerten.

Der Charteron.

Linker Hand vom Hôtel Fûmel, am Ufer der Garonne, stößt man zuerst auf das so oft von den öffentlichen Blättern erwähnte Château Trompette, ein uraltes, fast noch im maurischen Styl erbautes, festes Kastell. Zur Zeit seiner Entstehung war es gewiß eine recht bedeutende Veste, zur Sicherung der Schifffahrt auf dem Strome erbaut. Jetzt wird es nur noch zu Kasernen und Kriegsmagazinen benutzt. Die uralten Thürme, die dunkeln zackigen Mauern, bilden einen gar angenehmen Kontrast mit den sie rings umgebenden freundlichern Gegenständen, und dem Strom, an dessen Ufer sie schon seit vielen Jahrhunderten dastehen, ernste Zeugen des Wechsels der Zeiten und manchen blutigen Kampfs. Vom jenseitigen Ufer nimmt sich das alte Schloß höchst malerisch aus, besonders da in seiner Nähe die Böte und die Fähren landen und abgehen, und nirgends das Getümmel des Hafens sich lebendiger regte, als an dieser Stelle.

Wenige Schritte weiter kommt man in ein Gewimmel andrer Art. Dort thronen die furchtbaren Poissarden unter ihren ungeheuer großen leinenen Regenschirmen, die, im Boden befestigt, sich wie ein Zelt über die Eigenthümerinnen ausbreiten. Wer nicht gerade mit ihnen etwas zu verhandeln hat, macht gern einen Umweg, um nicht unter sie zu gerathen, besonders an den bestimmten Markttagen, wo sie alle in pleno versammelt dasitzen. Diese Weiber geben an Wildheit und Rohheit ihren berühmten Schwestern in Paris, den Dames de la halle, nichts nach. Wie jene scheinen sie ihre Abkunft von einem eignen Stamm abzuleiten. Riesenartig groß, von unglaublicher physischer Kraft, muß jeder Fremde sie auf den ersten Anblick für verkleidete Lastträger halten; ihr Benehmen, ihre rauhen Baßstimmen, ihre Physiognomie müssen ihn in diesem Irrthum bestärken. Die zotenartigsten Späße, ganz unerhörte Flüche und Schimpfworte, schreien sie den ganzen Tag einander mit der größten Vehemenz zu. Niemand, der nicht zu ihrer Classe gehört, darf ungestraft an ihnen vorbei, und wehe dem, der nur die kleinste Notiz von ihren Neckereien

nimmt, sey es im Ernst oder Scherz, und nicht ganz still seinen Weg weiter geht. Vollends verloren ist der Unglückliche, der eine dieser Damen beleidigt. Zwar leben sie unter einander in ewigem, oft blutigem Kriege, aber sobald es darauf ankommt, die allgemeine Ehre zu rächen, entsteht auch ein allgemeiner Waffenstillstand. Gleich sind alle ein Herz und eine Seele und fallen mit fürchterlichem Brüllen über den Frevler her, ohne Rücksicht auf seinen Stand; sie umzingeln ihn dicht von allen Seiten, und er hat von Glück zu sagen, wenn er mit ganz heiler Haut dem furchtbaren Kreise dieser Furien entrinnen kann. Viele ihrer auserlesensten Späße und Flüche sind von Liebhabern gesammelt und in Druck gegeben, aber nicht leicht wird Jemand diese Lectüre lange aushalten. Manche dieser Redensarten sind durch Tradition von der Mutter auf die Tochter vererbt, die pikantesten aber erfinden sie selbst gleich aus dem Stegreife, für den Bedarf des Augenblicks, oft mit ächt aristophanischem Witz. Treffend, geistreich sogar sind diese Ausbrüche ihrer guten und bösen Laune, je nachdem sie blos necken oder Ernst machen wollen, besonders ihre Vergleichun-

gen der einander fremdartigsten Dinge, und ihre Gleichnisse. Am riesenmäßigsten zeigt sich ihre Phantasie in Erfindung der gräßlichsten Flüche; sie grenzen zuweilen an's Erhabne; die größten Hyperbeln sind ihnen wie ein Sandkorn, wenn sie so recht in Zorn gerathen, und auf jeden neuen Fluch, jedes frischersonnene Schimpfwort folgt die Erwiederung von der Gegenpartei, Schlag auf Schlag im nämlichen Geiste. Es ist unmöglich, hier Beweise davon niederzuschreiben, aber Rabelais selbst dürfte sich vieler ihrer Einfälle nicht schämen. Der Dialekt dieser wunderlichen Kaste ist ein Gemisch von gascognischem Patois und schlechtem Französisch, deshalb oft unverständlich, dabei sehr rauh und übelklingend.

Vom Fischmarkt kommen wir in den elegantesten und belebtesten Theil der Stadt, den Charteron. So heißt der sehr lange Quai, der auf dieser Seite sich längs der Garonne hinzieht. Er ist der eigentliche Tummelplatz des hier alles beseelenden Handels; unaufhörlich rasseln dort die, mit den schönsten, großen, weißen Ochsen bespannten Lastwagen, werden mächtige Fässer in und aus den Kellermagazinen gerollt. Dort häm-

mern die Bötticher, es wird geschrien, geflucht, gelacht, gearbeitet, vom frühen Morgen bis zur Dämmerung, ohne Rast und Ruhe. Nicht minder lebendig geht es auf dem Strome her, wo tausend mannichfaltig gestaltete Fahrzeuge einander immerfort durchkreuzen. Die unabsehbar lange Reihe stattlicher Häuser, welche dieser Quai von der Landseite begrenzt, wird fast von lauter fremden, hier ansässig gewordnen bedeutenden Kaufleuten bewohnt, unter welchen wohl die Mehrzahl Deutsche sind. Diese hohen, aber selten über vier bis fünf Fenster breiten Häuser haben ein etwas reichsstädtisches Ansehen. Was ihnen an Breite abgeht, ersetzt die Tiefe; fast alle umschließen einen innern Hofraum, auf dem die hier so ganz unentbehrlichen Küper ihr Wesen treiben. Selten wird ein Haus von mehrern Familien bewohnt, weil die Comptoire viel Platz wegnehmen, und der überflüssige Raum zur Aufspeicherung der Waaren benutzt wird.

Die schöne, breite Straße Chapeaurouge und die Straße Tourny, ganz in der Nähe des Chartrons, werden zu demselben Quartiere gezählt. Da sie nicht unmittelbar an die Garonne grenzen,

so ist der Lärm in ihnen weniger groß. Es würde deshalb angenehm seyn dort zu wohnen, wenn nicht die Häuser des Charterons den Vorzug einer wunderschönen Aussicht auf den Strom voraus- hätten. Eine schöne Allee in der Mitte der Straße Tourny gibt letzterer einen eignen Reiz, da das große prächtige Theater an einem Ende der Allee gegenüber liegt. Dieses Schauspielhaus wird für das größte und schönste in Frankreich gehalten, selbst Paris nicht ausgenommen. Die große Hauptfaçade, mit Säulen, Statuen und allem architectonischen Schmuck reich verziert, ge- währt von der Allee aus einen schönen, imposan- ten Anblick. Ihr gegenüber, am andern Ende der Allee, liegt das, mit einer artigen Colonnade verzierte Kaffeehaus de Foix. Die Häuser zu bei- den Seiten der Allee enthalten mehrentheils Ma- gazine, in welchen Bijouterien, Modesachen und andere zum Luxus gerechnete Waaren verkauft werden. An schönen Morgen ist deshalb die Allee Tourny ein Lieblingsspaziergang der eleganten Bordelaiserinnen.

Die innere Stadt.

Der ganze Theil von Bordeaux, dessen wir bis jetzt erwähnten, wird nur als eine Art Vorstadt betrachtet, obgleich er wohl der beträchtlichste ist. Die eigentliche Stadt ist hinter demselben landeinwärts gebaut, und kann sich weder in Hinsicht der Schönheit noch der Lebendigkeit mit jenem vergleichen. Zwar ist die Stadt groß und weitläuftig genug, aber ihre engen, winkeligen Straßen laufen in mannichfachen Krümmungen, wie durch Zufall entstanden, in- und durcheinander hin; sie sind schmutzig, Nachts auffallend schlecht erleuchtet, und man athmet hier nicht die reine, stärkende Luft, wie dort, wo die erquickenden Düfte der Blumen und Bäume vom andern Ufer über den Strom herüberwehen.

An schönen Häusern, großen, öffentlichen Gebäuden fehlt es auch in der innern Stadt nicht, aber an sie grenzen stets elende verfallne Hütten, Wohnungen des bittersten Elendes und der empörendsten Unreinlichkeit. Mitten in diesem dunkeln

Labyrinthe finstrer verworrener Straßen, bringt hier und da ein freier großer Platz Luft und Licht. Der merkwürdigste unter diesen war uns der Platz Dauphine. Hier stand während der Schreckenszeit die mörderische Guillotine. Das Blut vieler Hundert achtbarer Bürger und Hausväter, blühender Mädchen und edler Frauen floß hier unter dem Henkerbell und strömte täglich, nach der Versicherung von Augenzeugen, hell und klar wie ein Bach, durch die Abzugs-Canäle der benachbarten Straßen. Eine große Grube auf dem benachbarten Gottesacker der Kirche St. Saurin empfing die Todten; ohne Unterschied, ohne Sarg wurden sie hineingeworfen, bis das entsetzliche Grab angefüllt war und ein neues geöffnet werden mußte. Die Schranken, welche den Kirchhof von der Straße trennten, waren eingerissen und noch nicht wieder erbaut. Achtlos wandelte die Menge über die Ruhestätten hin, deren niedrige, mit jungem Grün sich eben schmückende Hügel wir nicht ohne Schauer und Rührung betrachten konnten. Ziegen weideten darauf, und Kinder spielten vielleicht über den Gebeinen ihrer nächsten Verwandten. Die alte, von innen ganz zerstörte Kirche

St. Saurin trägt auch von außen noch sichtbare Spuren, jener dem Geiste der Verwüstung hingegebenen Zeit. Verödet steht sie bei den weiten Gräbern, ein dunkles, schauerliches Monument.

Es liegt ein unerklärbares Etwas tief in uns, welches uns zwingt, gern von Dingen zu hören, die mit Grausen erfüllen. Ein ähnliches Gefühl treibt uns, von vergangnen Schrecknissen und jammervollen Tagen zu sprechen, deren Erinnerung uns dennoch jedes Mal mit neuem Schmerz ergreift. So kam es denn, daß auch unsre Freunde und Bekannten in Bordeaux uns oft mit Erzählungen ihres damaligen Elendes unterhielten, und wir aufmerksam, wenn auch schaudernd, ihren Erzählungen zuhörten. Viele von ihnen waren beim ersten Ausbruche des Sturms glücklich ins Auslaud entflohen. Wie durch ein Wunder entkamen diese oft der Gefahr, auf der Flucht entdeckt zu werden; der schmählichste Tod wäre dann die sichre Folge davon gewesen. Die Unglücklichen aber, welche, gezwungen von häuslichen Verhältnissen, dableiben mußten, litten, nach ihren eignen Geständnissen, zehnfach den Tod, durch die grauenvollste Erwartung dessen,

was ihnen die nächste Stunde bringen konnte. Morgens früh, wenn eben der Tag zu dämmern begann, horchten sie in ihren dichtverschloßnen Zimmern, auf die weit durch die öde Stille schallenden Fußtritte der Todesboten, die allmählich sich ihrer Hausthüre näherten. Jetzt waren sie ganz nahe, schon erwarteten die Opfer das entsetzliche Klopfen an ihrer Thür, es ging vorüber. Aber der furchtbare Schlag dröhnte an dem nahen Hause des Nachbars, des Freundes, des Verwandten, des Bruders. Sie hörten die Thüren sprengen, das Weinen und Klagen der bekannten Stimmen der Frauen und Kinder, hörten das Opfer wegführen, zum sichern Tode noch ehe die nächste Sonne sank, und erwarteten morgen das gleiche Schicksal.

Diese entsetzlichen Scenen wiederholten sich täglich, und immer in der frühsten Morgenstunde, besonders auf dem Charteron, wo die Wohlhabenheit der Bewohner die Mörder unwiderstehlich anzog. Freiwillig folgten die Frauen ihren Männern ins Gefängniß, oft in den Tod, wenn nicht die Sorge für die Kinder sie zu Erhaltung des Lebens zwang. Alle Handlungsbücher und Pa-

piere der Verhafteten wurden, oft aus zehn verschiednen Häusern zugleich, mitgenommen, ohne Unterschied auf Wagen geworfen, um dann in großen Haufen bald hier bald dort aufgeschüttet zu werden, so daß es hernach unmöglich war, sie wieder aufzufinden. Der Schaden, welchen allein dies ganz unnütze Verfahren den Handelshäusern brachte, ist unermeßlich.

Der Urheber aller dieser Gräuel in Bordeaux war ein einziger, sonst ganz unbedeutender Mensch, ein abgesetzter Schulmeister, der die Gunst Robespierre's zu gewinnen gewußt hatte, und dann mit unersättlicher Mordlust die Gewalt benutzte, die ihm gegeben war. Robespierre's Fall zog auch den seinen nach, er endete fürchterlich, auf dem nämlichen Platze, wo er das Blut so Vieler vergossen hatte. Unter dem mordlustigen Geschrei des wüthenden Pöbels, mußte er auf einem Karren den Weg zur Guillotine antreten. Steinwürfe trafen ihn von allen Seiten, die furchtbaren Poissarden, in wirkliche Furien verwandelt, drängten sich um den Karren mit wüthendem Geschrei, die Nationalgarden konnten oder wollten ihnen nicht mehr widerstehen. Das Ungeheuer wäre le-

bendig zerrissen worden, hätte sich der Karren nicht in diesem Augenblicke der Guillotine genähert. Da nahm aber der Verbrecher einen günstigen Moment wahr, und sprang mit einem Satze auf das Gerüste, in den Tod, als sey dort für ihn eine Freistatt.

Einen angenehmern Eindruck, als die öden, blutbefleckten Mauern von St. Saurin, machte auf uns der Anblick der großen, im gothischen Geschmack erbauten, uralten Cathedral-Kirche. Auch hier sind zerstörende Hände geschäftig gewesen, doch ist Vieles noch erhalten. Das hohe, wunderbar sich durchkreuzende Gewölbe, wird noch von der Pracht der alten gemalten Fenster beleuchtet. Vieles alte, künstliche Schnitzwerk, viele Gemälde und die marmorne Kanzel, sind noch unbeschädigt vorhanden. Man arbeitete fleißig daran, die Kirche wieder ganz herzustellen, und dies verhinderte uns, alles genauer zu betrachten.

Der ehemalige Palast des Bischofs steht unfern der Cathedral-Kirche. Dieses große, stattliche Gebäude war jetzt dem Präfecten zur Wohnung eingeräumt, und der Bischof muß sich mit einer demüthigern begnügen. Ein großer Seiten-

flügel des Palastes, mit einem besondern Eingange von der Straße her, war für die Gerichtspflege bestimmt; wir traten einen Augenblick hinein. Mit großer, heftig gestikulirender Beredsamkeit, von Seiten der Advokaten, ward eben ein Kriminal-Proceß öffentlich verhandelt. Dem Platze der Richter gegenüber saßen eine Menge Zuschauer, größtentheils aus den niedern Ständen, sehr aufmerksam da. Wir konnten gar nicht vernehmen, wovon eigentlich die Rede war, denn die Advokaten sprachen so schnell, so heftig, dazu in ziemlich gascognischem Dialecte, daß es uns Ausländern unmöglich ward, dem Strom ihrer Worte zu folgen. Dieses und der von den Zuhörern ausströmende Knoblauchsduft vertrieb uns bald wieder. Draußen im Vorsaale standen auch viele Leute, und eine Menge von Advokaten lief geschäftig durch ihre Reihen, und sprach bald mit diesen bald mit jenen; vermuthlich mit ihren Klienten, die ungeduldig erwarteten, daß auch an sie die Reihe komme einzutreten. Die Advokaten waren ganz wie vor der Revolution gekleidet, so wie man sie noch auf dem französischen Theater sieht, schwarz, mit langen fliegenden schneeweißgepuderten Haa-

ren, die sich tief auf dem Rücken in Locken schlagen; dazu einen schmalen, von den Schultern herabhängenden Mantel.

Die Ruinen eines alten römischen Amphitheaters in diesem Theile der Stadt würden sehr interessant seyn, wären sie nur besser erhalten, und wäre es nur möglich, sie gehörig zu überschauen. Aber man bekümmert sich wenig darum, und viele Einwohner von Bordeaux kennen nicht einmal ihre Existenz. In den Zeiten der Revolution brach das Volk große Lücken in die alten Mauern, um die Steine zur Erbauung elender Hütten mitten im Bezirke des Amphitheaters zu benutzen. Diese stehen noch da, es dürfen aber keine mehr hingebaut werden, und auch dem ferneren Abbrechen ist einigermaßen gesteuert. Moderne, größtentheils sehr unansehnliche Gebäude umgeben rings diese ehrwürdigen Ueberbleibsel des Alterthums, lehnen sich zum Theil an sie, und benutzen sie als Umgebung ihrer Höfe. Sehr wünschenswerth ist es, daß diese häßliche Nachbarschaft entfernt werde, denn gewiß ist weit mehr von diesen Ruinen vorhanden, als man in dieser Entstellung derselben bemerken kann. Ein großes

Thor steht noch fast unversehrt; wir glaubten sogar Spuren einer Inschrift daran zu entdecken, auch von den felsenfesten Mauern und großen Schwibbogen ist noch vieles sichtbar, so wie einige Ueberbleibsel der für das römische Volk bestimmten Sitze. Das Volk in Bordeaux nennt diese Ruine den Palast des Kaisers Gallienus, es ist aber augenscheinlich, daß sie die Ueberreste eines Amphitheaters sind.

Promenaden.

Ausgezeichnet schöne öffentliche Spaziergänge findet man weder in Bordeaux selbst, noch in der Nähe der Stadt, obgleich die Einwohner eben so viel und so gern spazieren gehen, als alle Franzosen überhaupt. Doch, wie wir früher schon bemerkten, eine französische Promenade, und ein deutscher Spaziergang, sind zwei himmelweit von einander verschiedene Dinge. Wir suchen dabei freie, frische Luft und den Genuß der Natur in einer angenehmen Gegend, das Local aber, in

welches die Mode die Franzosen an bestimmten Tagen und Stunden zusammentreibt, gilt ihnen völlig gleich; die Promenade ist doch deliciös, wenn auch kein Grashalm darin sproßt, kein Baum Schatten bietet, sobald nur recht viel elegante Welt sich dort versammelt. Deshalb genügt auch den Einwohnern von Bordeaux des Morgens ihre Allee Tourny, zur Jahrmarktszeit der Platz vor der Börse, und zu andern, ebenfalls bestimmten Stunden und Tagen, der öffentliche Garten in der Stadt. Dieser beschreibt eine ziemlich große, ebne Fläche, deren ganze Schönheit in einem Paare recht großer Grasplätze und einigen schattigen Alleen besteht. Jetzt wurde er auch zum Exerzierplatz benutzt, und hieß deshalb das Marsfeld, le Champ de Mars. Die recht schöne Reitbahn stößt dicht an diesen Garten, und wird auch von bloßen Zuschauern fleißig besucht; besonders in den Stunden wo die schönen Bordelaiserinnen ihre equestrischen Uebungen halten. Landpartien außer der Stadt werden selten angestellt, die Gegend ist nicht einladend dazu.

So wie man das Ufer der Garonne verläßt, findet man lauter meist schattenarme Ebenen, de-

ren ewige Weingärten das Auge ermüden. Einige wohlhabende Kaufleute besitzen, in nicht zu großer Entfernung von der Stadt, bequeme, oft recht schöne Landhäuser; besonders folgen die deutschen Familien der vaterländischen Sitte, und bringen einen Theil des Sommers, vor allem aber die Zeit der Weinlese dort zu. Das gibt denn Anlaß zu mancher frohen Landpartie, gewöhnlich aber nur an Sonntagen, denn in der Woche sind die Männer an ihre Geschäfte gefesselt, und können ihre auf dem Lande wohnende Familie nur an Feiertagen in Gesellschaft mehrerer Freunde besuchen.

Ein bedeutender Verlust für die lebenslustigen Bewohner von Bordeaux, ist die Verödung der großen, etwa eine Viertelstunde von der eigentlichen Stadt entfernten Karthause. Dort bewohnten sonst die ehrwürdigen Väter ein palastähnliches Gebäude, lebten in Herrlichkeit und Freuden, und öffneten gastfrei ihre Thore den sie besuchenden Freunden, zu welchen sich alle Gutschmecker von Bordeaux rechneten. Obgleich die Geistlichen dieses Ordens sich nur von Fischen nähren dürfen, so war doch ihre Tafel weit und breit berühmt.

Höchst tolerant zählten sie allerlei Arten wilden Geflügels, das auf dem Wasser schwimmt, mit zu den Fischen, dazu alle eßbare Schnecken, Muscheln und Austern. Eigentliche Fische gibt es ohnehin hier in Menge und von allen Gattungen, so vortrefflich als irgendwo in der Welt. Die ehrwürdigen Pater Küchenmeister wußten alle diese Gaben Gottes ganz vorzüglich zu bereiten: denn die Archive des Klosters enthielten seltne, von alter Zeit vererbte Küchengeheimnisse, die den Augen der profanen Welt ewig verborgen blieben. Leider aber brachte die Revolution auch das Ende dieser Herrlichkeit herbei, die frommen Väter mußten in die weite Welt auswandern; und ihre Verehrer betrachten seufzend das jetzt freudenarme große Kloster, in dessen Zellen und Sälen nun eine Kolonie rabenschwarzer, aus St. Domingo ausgewanderter Neger haust, denen es Napoleon zur Freistatt einräumte.

Nirgends weiter in Europa gibt es deshalb wohl so viel Neger, als in Bordeaux; sie leben dort in vollkommner Freiheit von dem was sie durch Fleiß und Industrie erwerben können, und scheinen die, wie man sagt ihnen angeborne Träg-

heit ziemlich abgelegt zu haben. Die Negerinnen zeigen sich in Behandlung der Wäsche sehr geschickt, sie plätten und nähen vorzüglich gut, und finden deshalb in vielen Häusern freundliche Aufnahme; sogar als Ammen und Wärterinnen scheut man sich nicht, ihnen ganz junge Kinder zu vertrauen, die sie mit Liebe und Treue pflegen und warten. Die Neger thun jede Arbeit mit ausgezeichneter Geschicklichkeit, und viele von ihnen finden deshalb als Hausknechte und Bediente, sogar als Kutscher in angesehenen Häusern leicht ihr Unterkommen. Andere verfertigen allerhand Kleinigkeiten für ihre eigene Rechnung, einer unter ihnen war damals der geschickteste Damenfriseur in Bordeaux. Er übte seine Kunst mit ächtem Sinn für Schönheit, und ordnete die Haare und Turbans der Damen sehr geschmackvoll, nach Büsten, Medaillen, Kupferstichen, die er in den Kunstläden oft Stundenlang für sich allein studirte. Auf den Bällen fehlte er nie, um mit Haarnadeln und Kamm bereit zu seyn, und jeder sinkenden Locke aufzuhelfen, die er früher aufgebaut hatte. Der arme pechschwarze Dominik war wirklich ein Friseur, wie er seyn sollte; und da es wohl we-

nigen Menschen so ganz Ernst mit ihrem Geschäfte ist, als es ihm damit war, so wird es uns hoffentlich niemand verargen, daß wir hier in Ehren seiner gedenken.

Die Einwohner von Bordeaux.

Aus allen Provinzen Frankreichs, allen Ländern Europens, ja der ganzen cultivirten Welt, kamen die Bewohner von Bordeaux dort zusammen und leben nebeneinander in recht behaglicher, geselliger Häuslichkeit, als wäre es immer so gewesen. Der mächtige Reiz des Erwerbens, das schöne gemäßigte Klima, vereint mit dem Ueberfluß an allem, was zum frohen Genusse des Lebens gehört, zog alle die Tausenden auf diesem einen Punkte zusammen und hält sie dort fest. Deshalb gefällt es auch dem blos Durchreisenden so wohl in dieser Stadt. Aus welchem Lande er auch sey, er findet in ihr Landsleute, die ihm freundlich entgegen kommen, und in ihren Häusern die Spuren seiner eignen vaterländischen Sitte.

Jede in Bordeaux ansässige fremde Familie hat doch aus dem Vaterlande irgend eine alte, liebe Gewohnheit mitgebracht, die sie heilig hält; dieses bringt Mannichfaltigkeit in das gesellige Leben, dagegen aber verbindet ein alles beherrschender Geist der Freude, und manche auf die Eigenthümlichkeit des Landes gegründete Sitte, alle diese Einzelnen zu einem erfreulichen, zusammenstimmenden Ganzen.

Die Bewohner von Bordeaux theilen sich in drei Classen. Die vornehmste, aber nicht glänzendste, besteht aus dem ziemlich zahlreichen Adel und denen, welche bedeutende öffentliche Aemter zu verwalten haben. Zu ersteren gehören viele durch Alter und Namen ehrwürdig gewordne Familien, die theils aus Wahl, theils aus Familien-Rücksichten, theils aus Oekonomie diesen stilleren Aufenthalt dem großen, glänzenden Schauplatze von Paris vorziehen. — Bei diesen findet man noch die, später aus der sogenannten guten Gesellschaft von den Emporkömmlingen verdrängte, alt-französische Sitte, ihren Anstand, ihren Geist, ihre Urbanität, aber auch ihre feierliche Etikette. Alle diese Familien bewohnen die schönsten Häuser in

der innern, eigentlichen Stadt, sie leben größtentheils unter sich in abgesonderten Cotterieen, zu denen Fremde selten gezogen werden, weil sie nicht leicht ihre Bekanntschaft machen. Denn gewöhnlich bringt man Empfehlungen an bedeutende Handelshäuser mit, aber nicht an diese, vom Verkehr mit dem Auslande abgetrennten Familien. Auch in Bordeaux, wie überall in einer großen Handelsstadt, muß der Adel sich durch Reichthum, und durch den daher entspringenden Luxus, vom Kaufmannsstande übertroffen sehen; deshalb meidet er es auch hier gern, mit jenem in gesellige Verbindungen zu treten. Nur bei seltnen feierlichen Gelegenheiten und großen öffentlichen Festen treffen beide Theile zusammen, und in ihrem Benehmen gegeneinander ist dann eine gewisse feierlich abgemeßne, gegenseitige Höflichkeit vorherrschend.

Die Kaufleute bewohnen fast ausschließend den Charteron, den Quai und die an beide zunächst grenzenden Straßen und Plätze. Besonders ist der Charteron beinahe wie eine deutsche Kolonie zu betrachten. Fast die Hälfte der hiesigen bedeutenden Handelsherren besteht aus Ausländern,

und von diesen wieder die Hälfte aus Deutschen, oder doch von deutschen Aeltern Abstammenden. Wir bemerkten nur bei sehr wenigen dieser unserer Landsleute eine Sehnsucht nach der Rückkehr in das Vaterland; der schone Himmel, die tausendfachen Annehmlichkeiten von Bordeaux üben eine gar zu anziehende Kraft. Wenn daher auch manche durch Geschäfte, Familienverhältnisse oder Reiselust in die angeborne Heimath zurückgeführt werden, so geschieht dies doch nur auf kurze Zeit, und fast Alle kehren gern bald wieder an die reizenden Ufer der Garonne zurück. Obgleich viele dieser Familien schon seit mehreren Generationen in Bordeaux existiren, so haben sie doch neben der französischen auch ihre Muttersprache beibehalten; und oft fanden wir uns in Zirkeln von zwanzig, dreißig Personen, wie mitten in Deutschland. Auch deutsche Sitte herrscht noch in ihren Häusern, aber verflüchtigt, möchten wir sagen. Der Geist des Frohsinns, die Lust am Genusse des Lebens, werden hier mit der Luft eingeathmet, und mildern höchst angenehm den angebornen Ernst der Deutschen. Der Kaufmann sitzt in Bordeaux nicht vom Morgen bis in die sinkende

Nacht am Schreibepulte, wie es wohl in Deutschland der Fall ist; er arbeitet den Morgen hindurch, und das warme Klima zwingt ihn, den Tag früh zu beginnen; den Abend aber weiht er den Freuden der Tafel und der Geselligkeit. Schon die Art des hier vorzüglich betriebenen Geschäfts trägt zum heitern Leben bei. Bordeaux ist der Weinkeller der halben Welt. Dies veranlaßt kleine Reisen in die benachbarten Weinberge, und bringt unzählige fröhliche Episoden in das sonst so trockne Comptoirleben.

Vom Kaufmanns-Stande sollten wir jetzt eigentlich zu dem der Künstler und Gelehrten übergehen, aber leider wissen wir wenig von diesen zu sagen: denn weder Kunst, noch Literatur blühen in dieser Gegend, wo sonst doch alles gedeiht. In der ganzen großen Stadt konnten wir trotz aller Nachforschungen nur einen einzigen, einigermaßen bedeutenden Maler erfragen. Er hieß le Court, und ist der nämliche, der den früher erwähnten Saal über der Börse recht hübsch gemalt hat. Wir fanden bei ihm mehrere Portraite, die er malen mußte, um zu leben, und konnten keines davon gelungen nennen. Einige Historien-

Stücke von seiner Erfindung waren besser, obgleich ganz in französischer Manier. Landschaften schienen sein Hauptfach zu seyn, und Berghem sein Vorbild dabei. Mehrere, die er uns zeigte, waren gut erfunden, gut ausgeführt und sowohl in Hinsicht des Farbentons als der Beleuchtung lobenswerth; er arbeitete eben an einer sehr großen Ansicht des Hafens von Bordeaux. Sein Sohn würde unter guter Leitung gewiß ein recht vorzüglicher Zeichner werden: er zeichnete mit schwarzer Kreide nach Oelgemälden; eine dieser Copien, nach einem guten Original der italienischen Schule, war mit fast übermenschlichem Fleiße ausgeführt: sie stellte den Tod des Holofernes vor. Der junge Künstler hatte auch versucht, sich selbst in Oel zu malen; das Bild war richtig gezeichnet, sprechend ähnlich, aber der Ton zu grau und kalt.

Talente dieser Art finden hier keine Gelegenheit sich zu bilden, und überhaupt wenig Aufmunterung; auch mögen wohl das warme, milde Klima, und alle die Aufforderungen zur Freude außer dem Hause, die stille Thätigkeit hemmen, welche zur Erlernung einer Kunst so unentbehrlich ist. Der größre und mühelosere Gewinnst des Han-

dels ist dabei hier so lockend, daß nur ein unwiderstehlicher innerer Trieb zur Kunst, den Jüngling bewegen kann sich ihr zu weihen. Selbst das Handwerk im höhern Sinne des Wortes gedeiht hier nicht; es gibt hier keine vorzüglich geschickten Tischler, Ebenisten, Goldarbeiter und dergleichen. Nur das ganz Gewöhnliche für den häuslichen Bedarf wird in Bordeaux verfertigt; macht man höhere Ansprüche, so muß man die gewünschte Sache aus Paris verschreiben.

Mit der Literatur geht es nicht besser, und die nicht zahlreichen Buchhandlungen sind sehr unbedeutend. Vielleicht wohnt dennoch mancher verdienstvolle Gelehrte in Bordeaux und arbeitet still für sich, aber niemand kennt ihn und seine Werke; man lebt zu wohlgemuth, als daß man vor aller Lust Zeit hätte, an etwas Höheres zu denken. Unsere Landsleute machen auch hierin eine ehrenvolle Ausnahme: denn in ihren Häusern fanden wir nicht allein die besten früheren Werke der deutschen Literatur, sondern auch viele der neuern vorzüglichen Erzeugnisse unserer Zeit.

Die eigentliche Volksclasse trägt auch hier das Gepräge des Charakters der Nation am deut-

lichsten zur Schau; hier findet man den ächten, wahren Gaskogner. Dem Vergnügen bis zur wildesten Ausgelassenheit ergeben, ist er doch nicht arbeitsscheu, alles kann er ertragen, nur nicht ruhige Stille; er muß toben, lachen, schreien dürfen, dann thut er unermüdet, was er soll. Armuth oder Wohlhabenheit gilt ihm ziemlich gleich, nur Tanz und Spiel darf nicht fehlen, eher das tägliche Brot. Wohnliche Bequemlichkeit, Reinlichkeit, Ordnung, sind Dinge welche diese Menschen kaum dem Namen nach kennen. Von der Heftigkeit der Gaskogner in Ton und Bewegung, beim kleinsten Anlaß, kann sich kein Nordländer einen Begriff machen, der nicht Augenzeuge war. Wenn man mehrere von ihnen über irgend eine Angelegenheit mit einander sprechen sieht, sey es im Bösen oder Guten, so muß man jeden Augenblick erwarten Mord und Todschlag entstehen zu sehen, und ehe man es sich versieht, stiebt unvermuthet alles mit lautem Gelächter plötzlich auseinander. Der gemeine Gaskogner ist stark, groß und gut gewachsen, aber nie und nirgends sahen wir häßlichere, abschreckendere Gesichter, verzerrtere Züge, als bei diesem leidenschaftlichen

Volke; besonders übertreffen die Weiber in dieser Hinsicht alle Einbildungskraft. Die sie umgebende Unreinlichkeit und ihre unordentliche entstellende Kleidung, tragen auch viel zu diesem widrigen Aussehen bei. Nichts ist häßlicher, als die dormeusenartigen, von beiden Seiten tief ins Gesicht hängenden, leinwandenen Hauben der gemeinen Weiber, ihre unförmlichen Jacken und die um sie her schlotternden Röcke, deren ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen ist. Die Sprache des Volks, das gaskognische Patois, hat einen singenden, unangenehmen Nasenton, den ihre rauhen Kehlen noch widriger machen; Fremde verstehen wenig davon, selbst wenn sie der französischen Sprache sehr mächtig sind. Aber auch in den höheren Ständen hört man die den Gaskogner auszeichnende Accentuation des sogenannten stummen e, überdies manches nur in dieser Provinz verständliche Wort und die fast italienische Aussprache zweier neben einander stehender Vocale, jeden für sich allein, zum Beispiel je t'aïme, statt je t'aime Diese Abweichung vom Gewöhnlichen klingt aber im Munde der hübschen Bordelaiserinnen gar nicht unangenehm, sie gibt ihnen eine ganz eigne, an-

genehme Naivität, und nimmt sich besondrrs artig aus wenn sie singen, was sie oft und gern thun. Die Physiognomie der höhern Stände in Bordeaux, ist überdies von der des Volkes so ganz verschieden, als wären jene von ganz anderem Ursprunge. Nirgends findet man in der Gesellschaft mehr auffallend hübsche Mädchen und Frauen als dort, zwar selten regelmäßig schön, aber doch unendlich reizend und anmuthig. Blaue Augen und hellbraunes oder blondes Haar bezeugen zwar die germanische Abkunft vieler unter ihnen, aber auch die ächten Bordelaiserinnen mit ihren schwarzen Locken, ihren schön gespaltnen, blitzenden, dunkeln Augen geben diesen an Liebenswürdigkeit nichts nach.

Das Leben in Bordeaux.

Das Straßenpflaster in Bordeaux gehört zu den schlechtesten in der Welt. Diese für den Anfang einer Beschreibung des dortigen geselligen Lebens etwas wunderlich scheinende Bemerkung

ist dennoch näher damit verwandt, als man es auf den ersten Anblick glauben möchte. Vor der Revolution wimmelte Bordeaux von eignen Equipagen; jedes angesehene Handelshaus hielt mehrere Kutschen und Cabriolets, in welchen die Herren und ihre Gehülfen täglich zur Börse fuhren. Besonders konnten die Bewohner des Charteron ihrer nicht entbehren; denn ihr Weg dorthin ist weit, gerade um die Mittagszeit den brennendsten Stralen der Sonne ausgesetzt; ein Sonnenstich aber ist in diesem heißen Klima keine Seltenheit und von gefährlicher, oft tödtlicher Wirkung. Außer der Börsenzeit benutzten die Frauen die Pferde und Wagen zum eignen Vergnügen. Jetzt ist das anders. Der Handel und mit ihm der Erwerb wurden auch hier sehr beeinträchtigt; mancherlei Einschränkungen im Hauswesen waren die Folgen davon, vor allem die Abschaffung der eignen Equipagen; zu unsrer Zeit zählte man deren kaum ein Dutzend mehr. Man fährt jetzt in Miethwagen zur Börse, wenn die Witterung dies nöthig macht, übrigens geht alle Welt zu Fuße: denn die Fiakers sind hier bei weitem nicht so gut eingerichtet, als in an-

dern Städten. Sie sehen zwar elegant genug aus, aber ihre Anzahl ist klein, sie haben keine angewiesene Plätze, man muß sie in ihren Wohnungen aufsuchen; auch sind sie, eben des bösen, Pferde und Wagen zu Grunde richtenden Pflasters wegen, keiner Taxe unterworfen. Aus allen diesen Schwierigkeiten, welche der Verkehr in die Weite hat, entspringt wahrscheinlich der Gebrauch, sich im Umgange auf die zunächst Wohnenden zu beschränken, und aus diesem wieder die böse Folge, daß die große Stadt dadurch von selbst in eine Menge kleiner Städte gleichsam zerfällt. Alle, die in einem gewissen Bezirke neben einander wohnen, besuchen sich, gegenseitige Gastlichkeit bringt sie in freundschaftliche Verhältnisse, aber die Schranken dieser Bezirke sind gar scharf gezogen; das jenseits der Grenze nächstliegende Haus ist schon völlig in der Fremde. Wehe den Bewohnern, doppelt wehe den Bewohnerinnen eines andern Stadtviertels, wenn sie der Zufall in einen Zirkel wirft, in welchem sie nicht einheimisch sind! Die Männer wissen sich in solchen Fällen immer eher zu helfen, aber die armen Frauen sind dann in einem wahrhaft bejammernswürdigen

Zustande. Alles sieht sie an, niemand spricht ein freundliches Wort zu ihnen, und am allgemeinen Gespräch können sie auch nur wenigen Antheil nehmen, weil jede Cotterie ihre eigne, nur den Eingeweihten verständliche Sprache, ihre eignen Anspielungen, ihre eignen Späße hat. Wir Fremdlinge waren oft der einzige Trost solcher, mitten in der Gesellschaft ihrer eignen Vaterstadt verlaßnen, einsamen Damen: denn eben weil wir ganz fremd waren, kannte uns alle Welt und kam uns freundlich entgegen. Verändert eine Familie ihre Wohnung, treibt das Schicksal sie etwa vom Charteron in die Stadt, so hat sie mit dem Tage alle ihre ehemaligen Bekannten verloren; es ist eine Trennung, als zöge sie in ein weit entferntes Land. Was eine solche Familie aber mit dem verlaßnen Quartier verliert, findet sie in der neuen Wohnung wieder, freilich in veränderter Gestalt. Auf die erste Nachricht von der Ankunft der neuen Nachbarn, eilt alles herbei sie zu begrüßen; Visiten werden mit Gegenvisiten erwiedert, und so die Grundlage zu neuen Verbindungen gebildet.

Sehr auffallend war es uns, daß man es

den Damen auch von außen ansieht, in welchem Viertel der Stadt sie wohnen. Jedes derselben hat seine eignen Moden, seine eignen Putzmacherinnen und Schneiderinnen, welche nur für solche arbeiten die zu ihrem Bezirke gehören, und sie alle so nach *einem* Zuschnitt kleiden, daß es fast am Ende auf eine Art von Uniform hinausläuft. Im Theater, wo alles zusammen kommt, machte es uns oft Vergnügen, die Damen gewissermaßen mit den Augen zu ordnen, und zusammen zu suchen was sichtlich zu einander gehörte. Die Damen vom Charteron sind die elegantesten; und als wir es uns einmal beikommen ließen, eine der Schöpfungen ihrer ersten Modistin, Madame Vernos in der Allee Tourny, tadeln zu wollen, erwiederte uns diese dafür mit hohem Blick und vieler Würde: „j'habille les Dames du Charteron!“ Der Laden der guten Madame Vernos würde indessen weder in Leipzig, noch in Hamburg, noch in Frankfurt am Main großes Aufsehen erregen. Dort hat man die Moden, selbst aus Paris, weit früher als in Bordeaux. Der Luxus in der Kleidung ist hier im gewöhnlichen Leben nicht groß, nur bei Bällen

und großen Fêten wird hierin eine Ausnahme gemacht. Man liebt grelle, bunte Farben, wie überall im Süden, wo der dunkelblaue Himmel diese zu fordern scheint. Das wissen die Kaufleute in Paris recht gut, und schicken deshalb alles aus vielen abstechenden Farben, oft wider den guten Geschmack, Zusammengesetzte, in die südlichen Provinzen, wo es nie verfehlt, Absatz zu finden.

Eines aus der Zerstückelung der großen Stadt in viele kleine wahrscheinlich entstehenden Uebels müssen wir noch erwähnen, nämlich der nirgends allgemeiner als hier herrschenden Sucht, sich um das Thun und Lassen seiner Bekannten zu bekümmern, Anekdoten zu sammeln, und mit diesen dann die Unterhaltung zu schmücken. Alle häuslichen Zustände der eben in der Gesellschaft Gegenwärtigen oder zu ihr Gehörigen, alle geheime Nachrichten aus ihrem Leben, mußten wir wider Willen erfahren: denn jedermann beeiferte sich, uns davon zu unterrichten. An Entkommen war dabei gar nicht zu denken, wir gingen aus einer Hand in die andere, und oft erwischte uns die nämliche Person, von der eben die Rede gewesen

war, um uns nun auch ihrerseits von der zu unterhalten, die wir vor zwei Minuten wohlunterrichtet verlassen hatten. Da alle diese geheimen Anekdoten fast immer in das Gebiet der scandalösen Chronik gehörten, so empörte es unser Gefühl, daß man uns, den ganz Fremden, solche Dinge von anscheinenden Freunden vertrauen mochte, und dieses Benehmen hätte uns beinahe den Besuch der hiesigen Gesellschaften gänzlich verleidet; wenn wir nicht bald inne geworden wären, daß es damit lange nicht so böse gemeint ist, als der Anschein es gibt.

Der Franzose muß nun einmal immer schwazzen, wenn er auch nichts zu sagen weiß; er glaubt sogar in der Gesellschaft gegen den Anstand zu sündigen, wenn er einige Minuten schweigt; und selbst ein Sterbender hält es für seine Pflicht, die ihn Besuchenden zu unterhalten, bis ihm unter der Hand des Todes die Zunge erstarrt. Nun denke man sich vollends die Gaskogner, diese Franzosen im Superlativ! dieses ewig mobile Volk, das keine Ruhe kennt, als den Tod und seinen Zwillingsbruder, den Schlaf! Sie müssen sprechen, so lange sie leben und wach sind. Und

was kann ihnen den Stoff zum Gespräche liefern, als die Außenwelt, die einzige, welche sie kennen? Das Beobachten des Nachbars, dieser Grundzug ächter Kleinstädterei, ist in allen diesen kleinen eine einzige große Stadt ausmachenden Städten nicht zu vermeiden; man muß dem Nachbar in die Fenster sehen: denn der Kreis, der jeden Einzelnen umgibt, ist gar zu eng. Der Umstand, daß auch die hier einheimisch gewordnen Ausländer sich von der allgemeinen Art und Weise nicht ausschließen, erklärt sich eben daraus, daß sie einheimisch geworden sind, und daß man, zufolge des alten bekannten Sprichworts, unter den Wölfen heulen lernt. Uebrigens hat all dieses Geschwätz in der Gesellschaft weiter keine Folgen für den Gegenstand desselben, man zischelt es einander zu und das ist es Alles; der, den es angeht, wird darum nicht weniger geachtet, gerade weil niemand dem Aehnlichen entgehen kann.

Die Frauen in Bordeaux führen troß all diesen Beobachtern ein gar leichtes, lustiges Leben, und denken wenig daran, sich vor dem Scheine zu bewahren; manche würden es vielleicht sogar übelnehmen, wenn in der Welt, das heißt hier, im

Hause des Nachbars, von ihnen nicht gesprochen würde. Verhältnisse, die man sonst wohl in den dunkelsten Schleier des Geheimnisses zu verhüllen pflegt, werden hier öffentlich zur Schau gestellt; oft schien es uns sogar, als wären diese Verhältnisse nur des Scheinens wegen da, weil es die Mode so will, wie ein Putzhütchen, das doch keinen Schatten gibt. Und doch, wer mag es wagen, über diese leichten, luftigen, immer fröhlichen Weiber abzuurtheilen? Wahr ist es, sie thun ungern einen Schritt, ohne wenigstens einen sie bewundernden Verehrer hinter sich zu wissen, aber deshalb sind sie vielleicht nicht weniger tugendhaft, als ihre ernstern häuslichen Schwestern im Norden. Landessitte, allgemeines Beispiel entschuldigen vieles; und daß sie die ächte Würde der Frauen wohl fühlen, beweist der Heldenmuth und die feste Treue, mit der während der Revolution viele Hunderte von ihnen ihren Gatten ins Gefängniß, ja in den Tod freiwillig folgten.

So lustig und frei die Frauen in Bordeaux leben, so eingezogen werden die Mädchen gehalten, bis der Trauring sie von allem Zwange befreit. Schauspiele, Gesellschaften, Bälle, Con-

certe dürfen sie nie anders als in Begleitung ihrer Mütter besuchen, ohne deren Beiseyn darf kein Besuch gegeben oder angenommen werden, selbst nicht von und bei vertrauten Freundinnen und Verwandten des Hauses. Sogar bei jeder Lehrstunde muß die Mutter zugegen seyn, oder doch wenigstens ihre Stelle durch eine seit vielen Jahren treu bewährte alte Bonne ersetzen lassen. Ein Mädchen würde um keinen Preis es wagen, ohne die Mutter nur zehn Schritte über die Straße zu gehen, oder sich von einem andern Manne als ihrem Vater begleiten lassen, selbst nicht von ihrem Bruder. So nachsichtig man gegen den Ruf der Frauen ist, so sorgsam wird der eines Mädchens bewacht, und die kleinste Uebertretung der angenommnen Sitte würde nie vergeben oder vergessen werden. Auf den Bällen sitzt jede Mutter neben ihrer Tochter, und keine entfernt sich auch nur auf Minuten aus dem Saal oder nimmt am Spieltische Platz. Die Tänzer bringen nach jedem Tanze die Tochter der Mutter wieder zurück; und kein Mädchen wandelt während der Pausen, am Arme ihrer Gespielinnen oder eines Herrn, im Saal umher. Eine Gewohnheit, welche

gewiß von unendlichem Nutzen für die Gesundheit der jungen Mädchen ist: denn sie werden von der mütterlichen Sorge vor unmäßigem Tanzen, Zugluft, Erkältung und vor all den traurigen Folgen jeder Unvorsichtigkeit nach starker Erhitzung bewahrt.

Diese anscheinende Strenge der Sitten verursacht indessen in der Gesellschaft nicht den mindesten Zwang. Die Töchter tanzen, lachen, singen um so unbefangener, unter dem Schutze und der unmittelbaren Aufsicht ihrer Mütter; ihre Fröhlichkeit zeigt sich nur um so natürlicher und furchtloser. Die Mütter ihrerseits nehmen freundlichen Antheil an allem, was ihre Töchter erfreut, erleben in deren schöner Blüthe ihre eigne zum zweiten Male, wissen recht gut, daß auch sie einst jung waren und sind es zum Theil noch, oder scheinen es wenigstens: denn vom Alter ist in Frankreich nie die Rede. Nur das lange, müßige Dasitzen auf den Bällen, die oft der anbrechende Tag erst endigt, schien uns äußerst ermüdend, und wir bewunderten die mütterliche Geduld dabei. „Unsre Mütter thaten das Nämliche für uns, nun sind wir an der Reihe,“ war die allgemeine Antwort, die man uns lächelnd auf jede solche Aeußerung erwiederte.

Gesellschaften.

Gesund seyn, keinen Besuch haben und zu Hause bleiben, ist etwas in Bordeaux ganz Unerhörtes, denn nirgend in der Welt ist man geselliger. An jedem freien Abende werden daher Visiten gemacht, die sind hier der Zweck des Daseyns, die Grundpfeiler der Geselligkeit, und sie versäumen, wird fast wie eine Sünde betrachtet, für die man schwerlich Absolution erhält. Der Anlässe zu Visiten gibt es unzählige; jede Gesellschaft, zu der man geladen war, erfordert hinterher eine Visite zum Dank; jede Reise und währte sie nur Tage, wird mit Visiten angetreten und beschlossen; jeder Trauerfall in bekannten Familien, jede freudige Begebenheit, Namenstage, hohe kirchliche Feste, Krankheit, Genesung, alles wird mit Visiten gefeiert. Hat man einander in mehreren Tagen nicht gesehen, traf man sich gestern unverhofft an, so erfordert das Ereigniß Visiten. Jede dieser Visiten wird vom Empfänger pünktlich wieder gegeben, und so dreht sich der Kreis ewig

herum, schwindelerregend für den, der an diese Lebensweise nicht gewöhnt ist. Da nun auf diese Art alle Welt immer in Bewegung ist, so findet sich bald in einem oder dem andern Hause ein kleiner Kreis Bekannter zusammen, der dann den Abend ohne weitre Umstände dort zubringt, mit Musik, Tanz, Spiel, oder fröhlichem Geschwätz, wie es eben die Gelegenheit gibt. Unerachtet des Visitenwesens wird hier doch wenig auf beengende Etikette im geselligen Leben gehalten, weil nicht sie, sondern das Bedürfniß der Geselligkeit die Leute zu einander führt.

Außer diesen Visiten aber füllen auch noch Thees die Abende aus, zu denen man von den Damen des Hauses förmlich eingeladen wird. Da man sich aber gewöhnlich erst um acht oder neun Uhr zu diesen Gesellschaften versammelt, so bleiben immer noch vorher ein paar Stündchen übrig, welche die oben belobten Visiten ausfüllen. Einige Damen haben auch bestimmte Abende in der Woche, an denen sie immer zu Hause bleiben, und ihre einmal für allemal eingeladenen Bekannten bei sich empfangen. Das Spiel ist in diesen Zirkeln die vorzüglichste Unterhaltung, doch wird auch

viel geschwatzt, Musik gemacht und auch wohl nach einer Violine, die einer der Gäste ergreift, lustig getanzt. Um eilf Uhr wird Thee, Kaffee und Gebacknes herumgereicht, und eine oder zwei Stunden später trennt sich die Gesellschaft, um sich morgen in einem andern Hause wieder zu finden. Kleine Privatbälle sind auch nichts Ungewöhnliches, und sie erfordern hier weder ein bedeutend großes Local noch sonst viel Umstände. Ein oder zwei große Zimmer, ein paar Violinen und ein Flageolet, etwas Thee, Limonade und Zuckerwerk, mehr bruucht es in diesem Lande nicht, um recht fröhlich mit einander zu tanzen, bis die Sonne aufgeht. Im Carneval werden die Damen oft gebeten bei diesen kleinen Festen in Maskenkleidern zu erscheinen, aber ohne Larve. In einfacher, ländlicher Tracht, oder in der niedlichen Kleidung der sogenannten Grisetten sind sie dann nur um so reizender. Diese Grisetten-Kleidung bestehr aus einem ziemlich kurzen Rock von weißem Taffet, einem knapp anschließenden Corsett von heller, abstechender Farbe, einem dreizipfligen Halstuch von Spitzen und einer hohen Spitzenhaube mit Flügeln, aus welcher hinten ein dicker,

aufgeschlagner Chignon hervorquillt; eigentlich ist es die veredelte gewöhnliche Tracht der hiesigen Bürgermädchen.

Seitdem man des Abends zu Mittage ißt, sind auch hier wie in Paris die Abendessen verbannt, desto häufiger wird man aber in Bordeaux zu Mittagsessen geladen. An der Tafel, umringt von seinen Freunden, ist der gastfreie Bordelaise in seinem Elemente. Nirgends wird besser gegessen und getrunken als in Bordeaux, und doch darf man dabei nicht auf den Luxus schelten; er findet sich ungesucht: denn dies glückliche Klima bringt alles selst hervor, was der raffinirte Geschmack nur wünschen kann. Die Lebensmittel sind hier, in Vergleich mit andern großen Städten, wohlfeil zu nennen; Land und Strom und Meer gewähren in der größten Mannichfaltigkeit und im Ueberfluß alles, was bei uns nur als Seltenheit auf großen Tafeln erscheint. Nirgends findet man bessere Austern, sie werden lange, ehe man sie zu Markte bringt, in eignen Gruben am Meeresstrande mit Kleien und Trebern gemästet. Sie scheinen von einer ganz eignen Gattung zu seyn: das Thier ist sehr groß, hat einen grünen Bart

und füllt die kleine, dünne, etwas gewölbte Schale ganz aus. Mit den Austern fängt die Mahlzeit immer noch vor der Suppe an; eine Gewohnheit, die uns zuerst nicht recht behagen wollte. Das Rindfleisch ist vortrefflich, Geflügel, Wild, besonderts rothe Rebhühner und Ortolanen im Ueberfluß und großer Vollkommenheit, so auch das Gemüse, die Trüffeln, vor allem aber das Obst. Weintrauben, Pfirsiche und Feigen sollen hier alles übertreffen, leider aber fiel unser Aufenthalt nicht in die Zeit ihrer Reife. Die größte Mannichfaltigkeit bieten der Strom und das Meer. Der Bewohner des innern Landes findet hier mit Erstaunen alle die Fische auf den Tafeln, welche er sonst nur in Naturalien-Cabinetten sah. Riesengroße Hummer, Taschenkrebse, Meerspinnen, Krabben, Kabeljaue, alle Gattungen Plattfische, besonders die köstlichen Steinbütten und Zungen, fast armdicke Lampreten, von denen die bei uns bekannten Neunaugen oder Bricken Miniaturabbildungen zu seyn scheinen. Des Rochen gräuliche Ungestalt ist hier auch tafelfähig und schmeckt eben so gut, als furchtbar sie aussieht. Große Störe und eine unzählbare Menge andere Be-

wohner der dunkeln Tiefe erscheinen alle im mannichfaltigsten Wechsel. Bordeaux wäre in dieser Hinsicht das Paradies einer deutschen Hausfrau, der es oft viel Kopfbrechens kostet, um Abwechselung in ihren Küchenzettel zu bringen; hier würde nur die Wahl ihr Sorge machen. Die französischen Damen bekümmern sich aber wenig darum, sie haben sehr geschickte Köchinnen, die alles aufs trefflichste zu bereiten wissen, und die Auswahl scheint oft den Männern überlassen zu bleiben, die an der Tafel, wie die Frauen am Theetisch, gewöhnlich auch die Sorge für die Gäste übernehmen. Leider aber verfolgte unser alter Feind, der Knoblauch, uns auch hier, besonders in der Fastenzeit, wo ein aus klein geschnittnem Stockfisch mit Oel und Knoblauch stark gewürztes Gericht auf allen Tischen erscheint. Sie nennen es morüe à la provençale. Knoblauch ist einmal die Lieblingswürze aller Bewohner des südlichen Frankreichs; Hohe und Niedere, sogar die eleganteſten Damen genießen ihn schon zum Frühstück, auch spürt man seinen Duft auf Bällen, im Theater und überall, wo Viele versammelt sind, und keine Rosenessenzen und wohl-

riechende Wasser vermögen es, dem Uebel zu steuern.

Bei allem diesen Ueberfluß an Lebensmitteln artet der Genuß selten in Schwelgereien aus; nur ein einziges Mal wohnten wir einem Gastmahl von zwei Gängen bei, von denen jeder aus zwanzig Schüsseln bestand. Bei dem letzten erschien ein Truthahn, der nach der Versicherung des Wirths nicht nur mit Trüffeln gefüllt, sondern seit vier Wochen auch mit Trüffeln gemästet worden war. Ein Nachtisch aus beinahe hundert Tellern mit Eis und Zuckerwerk folgte alsdann; die Bedienten stellten ihn mit eigen dazu gemachten Stäben in Reih und Glied, die Gäste zählten an der Uhr vierzig Minuten, ehe dies Kunstwerk vollendet war, standen dann ermüdet auf, und dies sybaritische Mahl diente noch mehrere Tage dem Witz der dazu Geladenen zur Zielscheibe, weil es etwas Unerhörtes war. Gewöhnlich versammelt man zehn oder zwölf Gäste um einen reichlich, aber nicht kostbar besetzten Tisch; was man ihnen bietet, ist immer vollkommen gut, wie es eben die Jahreszeit bringt, an Ostentation wird dabei nie gedacht, man wählt das Beste und

nicht das Theuerste. Auch im Tischgeräth wird keine Pracht zur Schau gestellt, das Silberwerk ist solid und zum Gebrauch in Menge vorhanden, aber die Mode hat auf die Form desselben wenig Einfluß. Im Trinken ist der Franzose überhaupt mäßig und trinkt nicht leicht Wein, ohne ihn mit Wasser zu mischen. Daß man in Bordeaux, wo die besten, gesündesten Weine ein Erzeugniß des Landes sind, keine fremden Weine auf die Tafel bringt, ist natürlich. Nur ein Glas Malaga wird zuweilen geboten, auch wohl ein paar Flaschen Champagner für die Damen; die Männer ziehen zum Nachtisch die edleren Gewächse ihres Landes vor, château margot, St. Julien, la Fitte, und andere, von denen aber die Flasche selbst im Lande oft über einen Thaler kostet, und die wir in Deutschland fast nie ächt erhalten.

Auch in Hinsicht des Hausgeräthes läßt sich der Luxus in Bordeaux auf keine Weise mit der üppigen Pracht vergleichen, die man in Paris und auch wohl in den größern deutschen Städten antrifft; selbst die Wohnungen sind nicht dazu eingerichtet; denn eine lange Reihe vieler an einander stoßender Zimmer ist hier äußerst selten.

Die Stuben sind hoch, mit großen, bis zum Fußboden hinabreichenden Fenstern, welche von außen ein kleiner Balkon umgibt. Die anderswo üblichen reichen Fenster-Draperien sind hier nicht gewöhnlich, obgleich Gardinen zum Gebrauch nicht fehlen. Die Fußböden sind, wie überall in Süden, mit glasirten, bunten Backsteinen in mancherlei Formen belegt, ein Gebrauch, der in diesem warmen Klima im Sommer eine höchst angenehme Kühlung hervorbringt. Fußteppiche sind selten, häufiger große Spiegel, doch wird auch mit ihnen nicht so verschwenderisch umgegangen als in Paris. Die Tapeten sind einfach, von Seide oder Papier. In keinem guten Hause vermißt man das bequeme Nothwendige, aber höchst selten findet man Ueberfluß und sich zur Schau stellenden Luxus. Man sieht aus allem, daß wirklicher Genuß des Lebens das Ziel ist, wonach alles hinstrebt, und daß das glückliche, milde Klima die Leute verhindert, sich um den bloßen Schmuck ihrer Häuser sonderlich zu kümmern.

Ungern erwähnen wir jetzt noch eines Fleckens, der den so angenehmen Ton des geselligen Lebens in Bordeaux entstellt, der unermeßlichen Spiel-

wuth, die hier leider in allen Gesellschaften herrscht. Es ist nicht blos der Wunsch, einige Stunden bei einem angenehmen Zeitvertreibe hinzubringen, der die Spieltische von Bordeaux bevölkert, es ist Habsucht unter der Maske des Vergnügens, man will Geld gewinnen. Diese Gewinnsucht spricht sich deutlich in den Mienen und Bewegungen der Spielenden aus, gleichviel ob es Silbermünzen oder Goldstücken gilt; und jede freie Minute wird von Männern und Frauen zu diesem Zweck verwendet.

Schon vor Tische, wenn sich die Gesellschaft vielleicht eine halbe Stunde zu früh eingefunden hat, kommt das edle Ecartée an die Tagesordnung und wird gleich nach Tische wieder vorgenommen, ein Spiel, welches selbst dessen eifrigste Verehrer für ein Schuhputzerspiel (jeu de decrotteur) erklären. Es gleicht dem in allen deutschen Bierhäusern wohlbekannten Spiel, das man an einigen Orten Bettelmann nennt. Nur zwei Personen spielen es, sey die Gesellschaft auch noch so groß, aber alle nehmen durch oft ziemlich bedeutende Wetten Theil daran. In dicht gedrängten Reihen stehen die parirenden Herren und Damen hinter den Stühlen der beiden Spieler; jeder der

Wettenden hat das Recht, das Spiel dessen, für den er sich interessirt, durch seinen Rath zu unterstützen. Dieses Recht wird von Allen eifrig benutzt, und keine Karte darf den Tisch berühren, über welche nicht eifrig gestritten wird, so lange sie noch in der Schwebe war. Die Rathgeber sind natürlicherweise unter sich nie einig, die Spieler, die sich so für das Allgemeine abarbeiten, erheben ihre Stimmen ebenfalls; es wird ein Geschrei durch einander, eine Verwirrung, ein Streiten, das uns unerträglich erschien, hier aber den eigentlichen Reiz, die Würze des Vergnügens ausmacht. Abends spielt man ebenfalls, aber die sonst üblichen sogenannten Kommerzspiele, l'hombre, Whist, Reversi, kommen selten vor, höchstens geben sich noch ein paar alte Herren und Damen damit ab. Man liebt nur Spiele, in welchem der Zufall entscheidet, die in einer Minute arm und reich machen. Diese betreibt man mit einem Eifer, als gälte es das ganze Wohl und Weh jedes einzelnen Theilnehmers daran. Der Bouillottetisch mit seinem verhängnißvollen Leuchter ist also der Mittelpunkt der Abendgesellschaften, dieses widerliche Hazardspiel, in welchem

nicht nur der Zufall, sondern auch an feinen Betrug grenzende List entscheiden, und das deshalb, zu unsrer Ehre sey es gesagt, in Deutschland nie rechten Eingang fand, so sehr man es auch in Frankreich liebt. Selten werden in großen Zirkeln mehr als zwei solcher Tische hingesetzt, und da jeder nur fünf Personen beschäftigt, so bleibt der größte Theil der Gesellschaft dabei müßig. Dieser wartet dann ängstlich hinter den Stühlen der Spielenden, bis einer von ihnen seinen ganzen Einsatz verloren hat, Déconfit heißt es in der Kunstsprache, und jeder drängt sich dann herbei, um den dadurch leer gewordnen Platz einzunehmen. Da nur einer dieser Glückliche seyn kann, so machen die Zurückbleibenden oft recht lange Gesichter, ehe sie sich entschließen, einen zweiten ähnlichen Glücksfall abzuwarten. Der so eben verlor, stellt sich gewöhnlich gleich wieder in die Reihen; denn nur die einmal angenommene Regel der Höflichkeit zwang ihn das Feld zu räumen. Würfel, Roulette, Vingt un und ähnliche Spiele werden zwar in Privathäusern nicht gespielt, desto mehr aber in öffentlichen. Auch Damen nehmen thätigen Antheil an solchen Spiel-

zirkeln, doch sucht man diesen dann wenigstens das Ansehen einer geschloßnen Gesellschaft zu geben.

Theater.

Mit Recht gilt das große Schauspielhaus in Bordeaux für eines der schönsten in Europa. Der prächtigen Hauptfaçade in der Allee Tourny haben wir früher schon erwähnt; die große, mit Säulen, Büsten und Statuen geschmückte Eintrittshalle, so wie auch die schöne Doppeltreppe, welche in die Logen hinaufführt, sind fast in einem zu großen, ernsten Styl für den Zweck des Gebäudes; es ist als ob man einen Tempel beträte. Die darin spielende Truppe stand leider mit dieser Pracht in keinem Verhältniß; sie gehörte zu den mittelmäßigsten in ganz Frankreich. Auch die Ballette, welche der Franzose so ungern auf den Bühnen vermißt, haben wir in weit kleinern Städten viel vorzüglicher gefunden. Dennoch ward das Theater sehr fleißig von aller Welt besucht; denn dies Vergnügen gehört einmal zu den un-

entbehrlichsten Bedürfnissen der Nation, die viel lieber alles entbehrt, als das Schauspiel.

Große Trauerspiele kommen in Bordeaux selten an die Reihe, das Klima ist ihnen nicht günstig. Kleine Komödien werden auf jeder französischen Bühne immer wenigstens so dargestellt, daß man sie ein paar Mal mit Vergnügen sehen kann; und so war es auch hier. Die kürzlich in Frankreich Mode gewordnen, unsern Familiengemälden ähnlichen sentimentalen Stücke, voll Edelmuth und häuslichen Herzeleids, fanden in Bordeaux wenig Beifall; und da die Polizei eben das Pfeifen verboten hatte, so erlebten wir es einmal, daß ein solches klägliches Drama vom Theater wegadmirirt ward. Bei den rührendsten Scenen schrie das Parterre so laut und lange mit dem Ausdrucke der höchsten Bewunderung: ah! ah! bis die Schauspieler verstummen und der Vorhang unter lautem Gelächter der Zuschauer fallen mußte.

Einer Vorstellung, die wir sahen, müssen wir indessen, ihrer ungemeinen Absurdität wegen, hier besonders erwähnen. Es war die der Andrienne des Terenz. Die Veranlassung dazu hatte der

wirklich sehr gute Komiker Paulin gegeben. Er war mit Recht ein Liebling des Publikums, schraubte aber nach und nach seine Forderungen an die Direction so hoch hinauf, daß diese sich endlich entschloß, ihm im Ernst den Abschied zu gewähren, um welchen er oft schon zum Schein angehalten hatte. Es kam also wirklich dazu, daß er zum letzten Male die Bühne besteigen sollte; er hoffte, das Parterre werde, wie sonst schon geschehen, am Ende des Stücks auf sein Dableiben mit Gewährung aller seiner Wünsche bestehen, deshalb wählte er dies Stück, um in der Rolle des die ganze Intrigue leitenden Sclaven sein Talent im größten Glanze zu zeigen. Das Haus war zum Erdrücken voll; denn alle wollten der Entscheidung von Paulins Schicksal beiwohnen. Der Vorhang ging auf, und zu unserm Erstaunen sahen wir die alten Athenienser Simo und Chremes mit gestickten Gala-Röcken, weißgepuderten Haarbeutel-Perücken, Hut, Stock und Degen, als Monsieur Thrénès und Monsieur Cliton einherschreiten. Wir glaubten erst, man wolle den Terenz travestiren, aber es war den Leuten ein Ernst damit. Monsieur Thrénès und Monsieur Cliton sprachen

immer von den alten Göttern als ächte Heiden, und gebehrdeten sich in der französischen Kleidung nach der Sitte der alten Athener; dazwischen lief der Sclave Davus im griechischen Sclavenkostüm herum, während seine Kameraden hübsche Livreen anhatten. Die in eine Soubrette verwandelte Sclavin Mysis kehrte sich nicht daran, sondern kokettirte dennoch mit ihm, als sey er ein Jasmin oder Lafleur; auch hatte sie nicht vergessen, das französische Schürzchen mit kleinen Taschen zur Aufbewahrung der Hände umzuthun. Glycerion, ihre nach der neuesten Mode geputzte Dame, erschien am Ende des Stückes und gebehrdete sich sehr vornehm. Es war das tollste Gemisch von Alt und Neu, dem der Umstand, daß das Publikum nichts davon merkte, etwas ungemein Komisches gab; denn diesem kam es vor, als sey das Stück von Moliere, oder doch wenigstens von einem seiner Zeitgenossen. Paulin machte, trotz des Sclavengewandes, aus dem griechischen Davus einen französischen Scapin, zeigte aber viel ächt-komisches Talent und theatralische Gewandheit in seinem Spiel. Am Schlusse ward er sehr applaudirt; aber dabei blieb es, und er mußte

nun seinem Stern oder Unstern in Zukunft folgen, wohin ihn dieser führen wollte.

Dieselbe Truppe, welche auf dem großen Theater spielt, gibt auch an bestimmten Tagen Vorstellungen auf einem kleinern, im Innern der Stadt. Außer diesen aber stehen noch mehrere kleine Schauspielhäuser dem Schaulustigen offen. Auf dem Theater de la Gaieté spielte man kleine Operetten und Vaudevilles, in einem sehr elenden Local, recht artig und ergötzlich. Für diese Truppe war ein sehr hübsches Haus an der Allee Tourny noch im Entstehen. Auch gibt es noch ein sehr unbedeutendes Théâtre Molière und noch ein paar namenlose Tempel Thaliens, die aber alle in den niedern Classen ihre Verehrer finden. Eine Gesellschaft von Dilettanten, größtentheils aus dem Mittelstande, spielte auf dem Théâtre Maffei so ziemlich alles, was ihr vor die Hand kam, große und kleine Tragödien und Schauspiele. Da dies Theater eigentlich für optische Vorstellungen erbaut ist, so kann man sich denken, wie beschränkt der Raum darauf war. Durchreisende Schauspieler geben zuweilen hier Gastrollen, bei solchen seltnen Fällen wird dann auch in diesem Theater

die Entrée bezahlt und dadurch dem größern Publikum der Zutritt eröffnet. Wir sahen auf dieser Miniatur-Bühne den früher in Hamburg gewesenen Schauspieler Massin den Cid spielen. Sowohl das Local als die Mitspielenden machten ein Lustspiel aus der ernsten Tragödie.

Den Bewohnern der guten Stadt Bordeaux fehlt es also nicht an Schaubühnen zur Auswahl, wenn gleich keine derselben als vorzüglich zu loben ist. Dies aber gilt dem gewöhnlichen Franzosen ziemlich gleich, er bekümmert sich wenig um höhere Ansprüche an die Kunst, nur muß er etwas sehen und dann die Freude haben, die Damen zu lorgniren, aus einer Loge in die andere zu laufen, zu schwatzen, zu lachen, vor allen Dingen aber mit der Menge hinaus zu gehen. Zu diesem letztern Vergnügen drängt sich mancher, der gar nicht im Theater war, um doch das Ansehen zu haben, als sey er darin gewesen. Schöne Geister wie in Paris, die im Parterre sich das Richteramt anmaßen und nach Belieben loben und verdammen, gibt es in Bordeaux wenige oder vielleicht keinen. Der Bordelaise will sich nur amüsiren. Ob es regelrecht geschehe? küm-

mert ihn nicht, und alles, was nicht langweilig ist, wird von ihm freundlich aufgenommen.

Das Karneval.

Die überall der lauten Freude geweihte Zeit des Karnevals wird wohl nirgends lustiger verlebt, als in Bordeaux. Junge und Alte, Reiche und Arme drehen sich, so lange sie währt, in einem ewigen Kreis von Lustbarkeiten herum, so daß in der letzten Woche Niemand mehr recht bei Verstande bleibt. Selbst sonst sehr thätige Geschäftsmänner, die weit über die Jahre der Jugend hinaus sind, weisen dann gern jede Arbeit von sich ab und gestehen, daß sie nicht begreifen, wie man ohne die äußerste Nothwendigkeit nur von irgend etwas Ernsterem sprechen könne.

Die sonst hier üblich gewesenen öffentlichen Maskenzüge sieht man nicht mehr, nur der Pöbel hält die alte Sitte noch einigermaßen aufrecht und läuft zuweilen maskirt auf der Straße herum; doch auch dieses geschieht nur von wenigen,

die sich dabei immer eines starken Gefolges von Straßenbuben zu erfreuen haben. Die eigentliche Lust des Karnevals beginnt jetzt erst gegen Mitternacht, und währt dafür bis an den hellen Tag.

Sechs bis acht maskirte Bälle werden wenigstens jeden Abend in Bordeaux gegeben, alle sind gedrängt voll Menschen jedes Alters und Standes; Spiel und Intrigue locken die Vornehmern zu diesen Versammlungen, wüthende Tanzlust den Mittelstand, vom ehrbaren Bürger bis hinunter zu den niedrigsten Classen des Volkes. Niemand beinahe läßt freiwillig eine Nacht vorübergehen, ohne wenigstens einen dieser Maskensäle besucht zu haben, und viele Herren und Damen machen gewöhnlich die Runde durch die glänzendsten derselben, um ja nicht den zu versäumen, der für diesen Abend der besuchteste ist. Das Resultat dieser Streifereien ist dann natürlicherweise, daß man dieselben Bekannten, dieselben Masken an drei, vier verschiedenen Orten wieder findet.

Um alles zu sehen, besuchten auch wir ein paar der berühmtesten Maskenbälle und übergingen die andern, mit der vollen Ueberzeugung, nichts dadurch zu versäumen, indem nur die An-

ordnung des Locals, die mehr oder minder gute Beleuchtung und Musik, sie von einander unterscheiden.

Der Ball im großen Schauspielhause ist der besuchteste. Hier fanden wir die ganze Stadt auf einen Punkt zusammengedrängt, im buntesten Gewühl aller Classen durch einander. Die prächtige Eintrittshalle, deren wir schon früher erwähnten, war mit gefärbten, zierlich geordneten Glaslampen recht glänzend und geschmackvoll erleuchtet, und gewährte einen wirklich imposanten, schönen Anblick. Mit Mühe drängten wir uns durch die vielen Masken auf der Treppe, um zu den Logen zu gelangen, und fanden zu unsrer großen Freude noch in einer derselben Platz genug, um das Ganze mit einem Blick zu übersehen. Das Parterre war dem Theater gleich gemacht, und beide zusammen bildeten einen fast unabsehbar großen Saal, in welchem die bunte, zusammengedrängte Menschenmasse wie ein Meer auf und ab wogte. Der bei weitem größte Theil der Versammlung schien nicht zur eleganten Welt zu gehören; wir bemerkten keine einzige schöne oder glänzende Maske. Einige Charaktermasken

waren zwar da, aber alle von ganz gewöhnlicher Art, und keine bemühte sich, den angenommenen Charakter mit Geist und Laune durchzuführen. Die Damen maskirt, im Domino oder in der beliebten Tracht der Grisetten, drängten sich, am Arm ihrer größten Theils unmaskirten Führer auf und ab wandelnd, durch das Gewühl der Tanzenden hin. Bei letzteren aber war die rechte Freude des Karnevals zu Hause. Zwar schien keiner derselben zu der sogenannten guten Gesellschaft zu gehören, aber nie sahen wir so ganz mit Herzenslust tanzen als hier. Die Poissarde und der Lastträger, die Köchin und der Hausknecht, der Friseur und das Kammermädchen, alles drehte sich in den künstlichsten Wendungen des französischen Cotillons unermüdet herum, machte seine Pas, strebte nach Grazie, that galant, kurz es waren Franzosen im guten, fröhlichen Sinne des Wortes. Die fast unerträgliche Hitze, der noch unerträglichere Staub, nichts von alle dem störte ihre Freude; unermüdet benutzten sie jedes vom Gedränge frei gebliebene Plätzchen, und kein Mensch schien nur an Ausruhen zu denken. So treiben sie es die ganze Nacht, bis die helle Sonne si

heimsendet, Niemand gedenkt dabei der Arbeit des vergangenen oder des kommenden Tages. Sie scheinen keine Ermüdung zu kennen. Ein Dienstmädchen in unserm Gasthofe tanzte so vier Nächte nach einander, that am Tage ihre Arbeit wie gewöhnlich und klagte uns am fünften halb weinend, daß sie für heute zu Hause bleiben müsse, weil ihr die Herrschaft die Erlaubniß, wieder auf den Ball zu gehen, versagt habe.

Nachdem wir unten im Theater dem lustigen Getümmel lange genug zugesehen hatten, stiegen wir eine Treppe hinauf in den ebenfalls im Schauspielhause befindlichen großen Concertsaal, in welchem wir alles genau so wieder fanden, als wir es eben verlassen hatten: man tanzte und drängte sich herum, wie unten im großen Saale. Der Concertsaal ist ebenfalls von Logen umgeben, und eine bedeutende Reihe größerer und kleinerer Zimmer schließt sich an ihn an. In einigen derselben wurden Erfrischungen verkauft, mehrere waren von kleinern, abgeschloßnen Gesellschaften eingenommen, die größeren dienten den Spielern zum Tummelplatz, und diese boten uns einen für uns ganz neuen Anblick. Noch ehe wir diese Zimmer be-

traten, hörten wir aus der Ferne ein wunderlich dumpfes, tactmäßig sich wiederholendes Geräusch, welches uns fast auf die Idee brachte, eine Kattundruckerei, eine Spinnmaschine, oder etwas dem Aehnliches sey in der Nähe. In dem ersten Spielzimmer wurde Roulette gespielt, das Gedränge um die Tafel her war sehr groß; doch Aehnliches hatten wir in Bädern schon gesehen, und gingen also weiter dem wunderlichen Geräusche nach, das sich immer vernehmlicher hören ließ, bis wir in einen sehr langen, hell erleuchteten Saal traten. Funfzig und mehr gewöhnliche Spieltische standen hier nebeneinander in langer Reihe. An jedem saß eine ganz maskirte Dame im Domino, hinter ihr stand, als ihr Beschützer, ein eben so maskirter Herr, vor ihr auf dem Tische lagen Würfel und ein großer glänzender Haufen Gold. Jede Dame hielt einen kleinen Becher von Horn zum Würfeln in der Hand, mit dem sie unaufhörlich auf den Tisch klopfte, so lange sie müssig war, um die Spielenden herbei zu locken. Daraus entstand das Geräusch, welches uns auf die hier ganz absurde Idee einer Kattundruckerei brachte. In dem von den Spieltischen freigelaßnen Raume, drängte

sich schweigend eine Menge von Masken herum, einzeln traten sie zu den Tischen, warfen ein Goldstück hin, würfelten und gingen wieder fort, indem sie das Gold entweder daließen oder verdoppelt einsteckten, um an einem andern Tisch ihr Heil zu versuchen. Kein Laut außer dem Klirren des Geldes, dem Klappern der Würfel und Becher, war in diesem Saale zu hören, nur ganz von fern schallte die Tanzmusik herüber. Kein menschliches Gesicht war zu sehen, lauter Larven, die schweigend mit großem Ernst ihr Geschäft betrieben, und mit unsäglicher Gier das gewonnene Geld einstrichen. Uns ward hier unheimlich zu Muthe; fratzenhaft erschien uns alles, was uns umgab und grauenvoll zugleich. Noch durch zwei ganz ähnliche Säle gingen wir hindurch, ehe wir den Vorplatz erreichten, in beiden fanden wir das nämliche Schauspiel, das nämliche Schweigen der nur mit Gewinn und Verlust beschäftigten Masken, das Klappern und Klirren des Geldes, der Würfel und der Becher.

Draußen athmeten wir freier, und äußerten gegen unsern hier einheimischen Begleiter unsere Verwunderung über das Gesehene, und zugleich

die Meinung: daß jene Damen mit dem Würfelbecher wohl zu einer sehr verworfenen Classe gehören möchten. Wie sehr stieg unser Erstaunen, als wir von ihm erfuhren, daß sie fast alle zu dem vornehmsten, angesehensten Kreise der Frauen in Bordeaux gehörten: Gattinnen bedeutender Männer, denen wir täglich in der Gesellschaft begegneten! Diese Tische hatten sie für die Zeit des Karnevals vom Unternehmer des Balls gemiethet.

Daß hier nicht alles Gold sey, was da glänzt, davon machte ein Fremder unsrer Bekanntschaft an dem nämlichen Abende die Erfahrung. Er war mit zehn Louisdoren in den Saal getreten, hatte zehn andere damit gewonnen, und doch ergab sich am andern Morgen, daß er eigentlich verloren habe: denn alle zwanzig Goldstücke, welche über mehrere Tische die Wanderung gemacht hatten, waren unächt, das Stück ungefähr neun Franken werth.

Dem Einheimischen kann dergleichen nicht wiederfahren: denn dieser weiß, daß man auf den hiesigen Maskenbällen nie mit gutem Golde spielt. Unten am Eingange ist ein etwas seitwärts gelegener, besonderer Laden, in welchem sich jeder,

der oben zu spielen gedenkt, mit Gold versieht. Die Louisdore werden in diesem Laden ganz öffentlich, das Stück zu neun Franken verkauft; und man kann beim Zuhausegehen sie dort auch wieder gegen ächtes Gold für den gegebenen Preis vertauschen. Worin der eigentliche Vortheil des Verkäufers dieser falschen Münzen liegt, konnten wir nie recht ergründen; man sagte uns, derselbe bestünde hauptsächlich darin, daß beim zweiten Wechsel manches gute Goldstück unter den falschen mitliefe: denn letztere sind so gut gemacht, daß sie nur ein sehr geübtes Auge erkennen kann. Dagegen aber bleibt auch manche falsche Münze unter den ächten, und man thut wohl sich an den Bouillotte-Tischen, selbst in der besten Gesellschaft, davor zu hüten. Uebrigens ist das Würfelspielen um falsches Gold hier so allgemeine Sitte, daß man den, der es nicht thut, als einen Neuling in der Welt verspottet.

Der zweite Maskenball, den wir besuchten, bei Ormond, ist der eigentliche Sammelplatz der eleganten Welt. Wir fanden hier nicht jene unermüdlichen Tänzer des großen Theaters, aber dennoch ging es in der feenhaft geschmückten Ro-

tunde sehr fröhlich her; Anstand und Zierlichkeit der Tanzenden bezeugten, daß diese nur zu den höheren Ständen gehörten. Das Local kann sich in Hinsicht der Größe mit dem Theater bei weitem nicht messen, aber es ist weit angenehmer und eleganter dekorirt. Eine Galerie, bedeckt mit transparenter Leinwand, auf welcher Bäume, Blumen und Sträuche gemalt sind, vereinigt die vielen verschiedenen Säle und Zimmer. Durch die hinter dieser Leinwand angebrachten Lampen ward in dieser Galerie ein liebliches, den Masken sehr vortheilhaftes Dämmerlicht verbreitet, in welchem eine Menge der liebenswürdigsten, elegantesten Grisetten herumschwebte. Viele recht gut ersonnene und durchgeführte Charaktermasken trugen zum allgemeinen Vergnügen bei, besonders eine Gesellschaft junger Männer, in der Kleidung und dem Charakter der Poissarden. Einer von ihnen führte mit einem gaskognischen Friseur mehrere höchst komische Auftritte, zum Ergötzen aller Umstehenden herbei.

In den Spielsälen bei Ormond, sahen wir das Würfelspiel fast noch eifriger treiben als im Schauspielhause. Die hier übliche Art desselben

heißt Krips oder Kraps. Der Spielende würfelt zuerst, dann der, so die Bank hält; und wer von beiden die zuerst geworfne Zahl wieder trifft, hat gewonnen.

Außer den Maskenbällen werden auch viele Subscriptionsbälle in öffentlichen Häusern gegeben, bei welchen man ohne Maske in Balltracht erscheint. Der Ball à la maison de l'Intendance ist der Versammlungsort der Bewohner der innern Stadt, doch trafen wir dort auch mehrere Familien vom Charteron. Das Local ist nicht schön, der Tanzsaal niedrig, schlecht erleuchtet, und mehrere an ihn stoßende Zimmer, zum Spiel und zur Conversation, zeichnen sich auch nicht durch elegante Einrichtung aus. Wir sahen an den anwesenden Damen wenig Luxus in der Kleidung, wenig glänzenden Schmuck; sie schienen sogar um einige Monate in der Mode zurückgeblieben zu seyn; aber der Ton dieser Gesellschaft, ihr leichtes anständiges Benehmen, das liebenswürdige Entgegenkommen, mit dem sie uns Fremdlinge empfingen, erfreute uns um so mehr. Den mehrsten Mitgliedern dieser Gesellschaft sah man es an, daß sie früher gewohnt gewesen waren sich in

den ausgesuchtesten Zirkeln des ehemaligen Paris zu bewegen. Getanzt ward viel, recht fröhlich, recht anständig und zierlich, obgleich mit weit weniger Prätension, als in Paris. Dort kommen auf solchen Bällen nur wenige Tänzer zusammen; die Tanzenden bereiten sich Monate zuvor darauf, und man sieht es ihnen an, daß es ihnen nur um den Beifall der im dichten Kreise sie umgebenden Zuschauer zu thun ist, nicht um die Freude. Hier ist das anders. Leicht und fröhlich folgten die zierlichen Tänzerinnen den mannichfaltigen Figuren ihres vaterländischen Tanzes; die Mädchen eilten nach jedem Tanze sogleich wieder zu ihren freundlichen Müttern, der gewohnten Sitte des Landes gemäß, die jungen Frauen zu ihren Bekannten in die Reihen der Zuschauerinnen. Die Schritte waren weniger künstlich als in Paris, die Attitüden weniger theatralisch, aber auch weniger manierirt; und der Ausdruck des Vergnügens auf allen Gesichtern ersetzte reichlich jene mühsam erlernte Tanzmeister-Grazie.

Die sogenannten englischen Bälle im Hôtel Franclin, einem Gasthofe, sind weit glänzender. Die Gesellschaft des Charteron versammelt sich

dort; viele Damen strahlten im blendendsten Glanze der Juwelen, mehrere noch in dem der Jugend und Schönheit, alles schien Jubel und Freude. Der Tanzsaal ist größer, schöner, besser erleuchtet; ein großer Speisesaal stößt daran, in welchem um ein Uhr zur Nacht gegessen wird; nach dem Essen fängt der Tanz wieder an und währt, wie hier gewöhnlich, bis zum Anbruch des Tages. Französische Contretänze und Walzer sind die einzigen in Bordeaux üblichen Tänze, die ersten werden mit großer Anmuth und Leichtigkeit durchgeführt, das Walzen aber geht nicht sonderlich von Statten, man sieht es, der Tanz ist hier fremd. Ein gereister Herr wollte versuchen eine gewöhnliche Eccossaise aufzuführen, aber weder die Musiker, noch die Tanzenden konnten damit fertig werden, und der Tanz endete unter lautem Gelächter, ehe er noch recht angefangen war. Die Aschermittwoch, welche sonst in katholischen Ländern das Ende aller dieser Freuden plötzlich herbeiführt, ging hier unbemerkt vorüber: denn das Volk war zu sehr im Taumel befangen um gleich stille stehen zu können, und es besuchte die Maskeraden nach wie vor, bis gegen die Mitte der Fasten.

Die höheren Stände aber zogen sich zurück, bei ihnen war eben Devotion Mode geworden, die sich so sehr von ächter Frömmigkeit unterscheidet.

Viele moderne Fromme eiferten gewaltig über die Verwilderung des Volkes, das Jahre lang der größten Zügellosigkeit hingegeben gewesen war, und sich jetzt in die längst vergeßnen kirchlichen Gebräuche und Einschränkungen nicht mehr zu fügen wußte; der Bischof hatte noch zu wenig Gewalt, um kräftig durchdringen und die alte Ordnung wieder herstellen zu können. Sehr weislich aber arbeitete er im Stillen daran, sein altes Ansehen wieder zu gewinnen; die Messe ward, Dank seinen Bemühungen, schon wieder eifrig besucht, es wurde sogar Mode hinzugehen, und damit ist in diesem Lande alles gewonnen.

Eine große glänzende Procession zog an einem Sonntage der Fasten durch mehrere Straßen, bis zur Cathedralkirche, wo ein feierliches Hochamt gehalten ward, um Gott für die Wiederherstellung der katholischen Kirche zu danken. Leute aus allen Ständen folgten dem Zuge, und diese in die Augen fallende Feierlichkeit hat gewiß damals der Kirche viele Herzen wieder zugewendet. Die hier

wohnenden Fremden sind größtentheils der protestantischen Religion zugethan; sie haben ihre eigne Kirche, die aber, ohne alle äußere Zeichen eines Gotteshauses, tief versteckt in einem Winkel liegt. Die Thüre, welche hineinführt, ist die engste und niedrigste, welche man sich denken kann.

Der Jahrmarkt.

Ein ächtes südliches Volksfest ist dieser Jahrmarkt, der gerade auf die Zeit des ersten erwachenden Frühlings, zu Anfange des Märzmonats fällt. Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, freuen sich schon Wochen vorher auf diese fröhliche Zeit. In Hinsicht des Kaufens und Verkaufens ist der Jahrmarkt zwar nicht bedeutend, wohl aber in Hinsicht des allgemeinen Jubels, dessen Haupttummelplatz der große Raum vor der Börse ist. Ihn theilt eine Reihe Buden in zwei ungleiche Theile, so lange der Jahrmarkt währt. Die kleinere Hälfte desselben, dicht vor

dem Börsengebäude, ist während der Zeit die Lieblingspromenade der feineren Welt; die größere, die sich bis an den Strom erstreckt, bleibt dem Volke und seinen Freuden überlassen.

In dem innern Raume der eigentlichen Börse, in der ihn umgebenden Galerie und dem daran stoßenden großen Saale, stehen lange Reihen unzähliger Buden, in welchen allerhand Waaren feil geboten werden. An Auerbachshof, überhaupt an die Leipziger Messe darf hierbei freilich nicht gedacht werden: denn alles was man hier zum Verkauf ausgestellt sieht, ist selten von hohem Werth; aber die Mode treibt dennoch alle Welt dorthin, besonders Vormittags von ein bis drei Uhr. Man stößt, man drängt einander, man athmet Knoblauchsduft; hundert zugleich schreiende Stimmen betäuben das Ohr; man arbeitet sich mühsam durch das Gewühl zu Bekannten, und wird im Momente da man sie anreden will durch die zuströmende Menge wieder von ihnen getrennt. Das ist die ganze Freude, aber dennoch geht alle Welt hin, eben weil jedermann hingeht und niemand zu Hause bleiben mag.

Ist man dieses Vergnügens endlich müde, so

begibt man sich hinaus auf den Platz dicht vor dem Gebäude, zu einer Art Revüe der ganzen Gesellschaft. Freilich brennt dort die Frühlingssonne ganz unbarmherzig, und statt Bäumen und Blumen umgeben Düngerhaufen die Promenade, auf der kein Grashalm keimt. Auch der Staub ist entsetzlich, doch niemand achtet aller dieser Unbequemlichkeiten: denn eine schönere Gelegenheit, elegante Morgenanzüge zu sehen und zu zeigen, gibt es in der Welt nicht. Wer müde ist, miethet für einen Sous einen der unzähligen Strohsessel, welche eine Menge alter Weiber zu diesem Zwecke mit gellender Stimme ausbieten. Eine lange, bunte Reihe von Beobachtenden bildet sich sehr bald; die andern wandeln umher, stellen sich in kleine Gruppen, die schnell wieder zerstieben, nicken hier einem Bekannten und rufen dort einem ihr: Adieu, aus der Ferne zu. Denn Adieu ist in Bordeaux die Begrüßungsformel beim Kommen oder beim Wiedersehen, nicht beim Scheiden. So dreht man sich im bunten Wirrwarr herum, bis die Stunde schlägt, die alle Welt nach Hause zum Mittagsessen ruft.

Anders geht es auf der zweiten, dem Volk

überlaßnen Hälfte des Platzes her. Dort währe die Freude ununterbrochen fort bis zum Abend. Matrosen aus allen Weltgegenden, wild aussehende, in Schaffelle gehüllte Bewohner der Steppen um Bordeaux, der sogenannten Landes, Poissarden, Weingärtner, Mädchen und Weiber vom Lande und aus der Stadt, in der buntesten Sonntagstracht, kurz alles, was nur in und um Bordeaux athmet und lebt, treibt sich dort im wildesten, lustigsten, buntesten Gewimmel umher. Man ißt und trinkt, man schreit und lacht und tanzt nach dem Tambourin und der Pfeife, oder dem Schall einer verstimmten Geige, daß der Staub hoch in die Luft wirbelt. Dazwischen dudeln die vielen Drehorgeln, schreien die Guckkastenmänner ihre Wunder aus. Im Ganzen übersehen, ist dieser Anblick der tollste und lustigste, der sich erdenken läßt, im Einzelnen gewährt er unendliche Abwechselung. In einem Winkel spielen Hunde eine Komödie, Polischinello in seinem Häuschen quikt dazwischen. In einem andern Winkel tanzen abgerichtete Ziegen ein Ballet, in einem dritten exerciren Affen aufs Kommando und ziehen vor der schönsten Demoiselle den Hut ab, und ein Paar

ganz erstaunte Bären drehen sich mitten unter all dem Spektakel nach dem Schalle des polnischen Dudelsacks schwerfällig herum.

Alles wird gesehen, bewundert, belacht. Da ertönen auf einmal ein Paar ganz erschreckliche Geigen, Pfeifen, Trompeten und das beliebte Tambourin; sie künden etwas Ungemeines an, das Volk macht Platz, und hoch auf einem mit bunten Bändern geschmückten Maulthiere kommt eine schöne, roth und weiß geschminkte, halb türkisch, halb bäurisch gekleidete Dame angeritten. Glänzende Flitterblumen uud blitzende Zitternadeln von Glas schmücken ihr hochfrisirtes, schneeweißgepudertes Haupt. Sie hält, die sie begleitende Musik schweigt; und nun preist sie mit sonorer Stimme ihre unschätzbaren Medikamente an, besonders die köstlichsten Schönheitsmittel, welche allen Zerstörungen der Zeit Trotz bieten, und die älteste Matrone in wenigen Stunden zum jüngsten Mädchen umwandeln. Ein gewaltiges Drängen entsteht nach vollendeter Rede um sie her; alles will kaufen, man schreit, man stößt einander, und die weise Frau hat kaum Hände genug, um alle ihre Kunden zu befriedigen. Von seinem

nahen, aus einem großen Tisch bestehenden Theater macht der Wunderdoctor, im prächtig mit Gold besetzten Scharlachkleide, einen langen Hals und schießt wüthende Blicke auf die Frau Kollegin. Weiter hin hoch in die Luft flattern auf langen Stangen bunte Bilder von Zwergen, Riesen, fremden Thieren. Die Eigenthümer dieser Seltenheiten schreien vor ihren Buden wie besessen: Entrez, mesdames, entrez, l'on va justement commencer! Kleine Savoyardenbuben laufen wie die Wiesel zwischen dem Getümmel, und preisen ihre marmotte en vie mit lauter Stimme an; andere hocken vor cylinderförmigen Kasten, auf welchen ein beweglicher Zeiger die Zahl der Makaronen, Zuckerplätzchen, überzognen Mandeln bestimmt, die der gewinnen kann, welcher ein Paar Sous daran wagen will. Diese Knaben haben immer einen großen Kreis von Gewinnlustigen um sich her, und nicht etwa nur von Kindern: große bärtige Bauern, Lastträger, Basken sitzen halbe Stunden da, und versuchen ihr Heil mit dem nämlichen Eifer, wie die Würfelspieler der höheren Classen. Die braunen südlichen Gesichter, die blitzenden Augen, die Herkules-Gestalten der Bauern und

Schiffer, dazwischen die frischen Landmädchen mit ihren platten Hüten von Stroh oder Filz auf dem einen Ohr, geschmückt mit bunten Bändern, die Stadtmädchen mit ihren hohen Dormeusen, kurz das ganze Gewirre voll Leben gibt ein Bild, dem keine Beschreibung genügen kann. Die mannichfaltigsten Gruppen bilden und zerstreuen sich in einem Augenblicke; das Gedränge, der betäubende Lärm erlaubte uns nie lange auf diesem Platze zu verweilen, aber unwillkührlich kehrten wir doch immer wieder zurück, zu dem uns Nordländern ganz fremden Anblick des ächt südlichen Lebens.

Reise von Bordeaux nach Montpellier.

Nach einem Aufenthalte von beinahe zwei Monaten, ward es uns schwer die freundliche Wohnung in Bordeaux, und so manche uns in der Zeit werth gewordne Bekannte zu verlassen. Trennungen dieser Art sind indessen das Loos des Reisenden, die öftre Wiederkehr derselben gewöhnt

ihn allmählich daran, so daß er jedes Mal mit leichterem Herzen scheidet. Ob dies aber ächter Gewinn für ihn sey? ist eine Frage, die sich wohl nicht leicht beantworten läßt.

Unsre Abreise von Bordeaux fiel in die letzten Tage des Märzmonats. Die Luft war warm wie bei uns im Juni; alles grünte und blühte rings umher in üppiger Frühlingspracht; die Weinreben allein sahen noch winterlich aus. Durch eine sehr angenehme, fruchtbare Gegend, auf guten, obgleich ein wenig sandigen Wegen, erreichten wir noch in der Abenddämmerung das am Ufer der Garonne liegende Städtchen Langon. Da wir uns indessen hier in einer Fähre übersetzen lassen mußten, so beschlossen wir die Nacht dort zu bleiben, und wählten einen dicht am Strome gelegnen Gasthof zum Nachtquartier, um morgen bei der Ueberfahrt gleich am Ufer zu seyn. Man nahm uns sehr bereitwillig auf und führte uns sogleich in unser Zimmer. Festons von Blumenkohl, Zwiebeln, Knoblauch und geräucherte Schinken, decorirten hier die Wände; nasse, zum Trocknen aufgehängte Wäsche diente statt der Tapeten, und große Haufen von türkischem Waizen befanden sich in den

Ecken statt des Sophas. Das war uns denn doch zu idyllisch-häuslich; wir eilten davon, so schnell wir konnten, und fanden noch zum Glück ein anständigeres Quartier im obern Theile der Stadt.

Am nächsten Morgen, sahen wir in aller Frühe die Bewohner des Städtchens festlich gekleidet, zur Kirche gehen. Es war Palmsonntag; alle trugen grüne Zweige in den Händen, um sie, dem kirchlichen Gebrauche des Tages gemäß, vom Priester weihen zu lassen. Eine ächte Frühlingsfeier an diesem wunderschönen Morgen. Auf dem Markte standen große Körbe voll der herrlichsten Blumen zum Verkaufe ausgestellt. Hyazinthen, Tazetten, Jonquillen von seltner Schönheit, in höchster Farbenpracht, dufteten und glänzten uns entgegen. Für wenige Sous erhielten wir einen großen Strauß der auserlesensten Blumen, an denen wir uns den ganzen Tag erfreuten. Von der Fähre entzückte uns die Aussicht auf das malerisch am Abhange eines sanft sich erhebenden Hügels gebaute Städtchen, und auf die Anhöhen, welche es einem fruchtbaren großen Garten gleich rings umgeben. Blühende Obstbäume und Hecken,

Kornfelder die fast schon Aehren trieben, prangten von allen Seiten zwischen den eben knospenden Weinreben. Aus fernen und nahen Dörfern tönte feierliches Glockengeläute, durch das unaufhörliche Singen und Zwitschern der Vögel, die sich lustig im Sonnenschein herum tummelten, und ihre Nester beschickten. Alles feierte das schöne Erwachen der Natur, stilles Glück, bescheidner Ueberfluß lächelten uns aus jedem Winkel dieses grünenden, duftenden Edens entgegen; und nie fühlten wir uns so rein beseligt durch den bloßen Anblick der uns umgebenden Gegenstände, als an diesem herrlichen Morgen.

Das zufällige Zusammentreffen mit einigen Bekannten aus Bordeaux, im freundlichen Städtchen Tonneins, war uns in dieser glücklichen Gemüthsstimmung doppelt erfreulich. Nach Tische setzten wir unsern Weg weiter fort, durch das an mannichfaltigem Reize sich immer gleichbleibende herrliche Land. Die edelsten Arten des bordeauxer Weines wachsen in der Gegend, durch welche wir an diesem Tage kamen, und gewähren den Bewohnern die auf dem Lande so erfreulich anzusehende Wohlhabenheit, die wir bis jetzt in Frank-

reich oft vermißten. Der Abend war schön wie der Morgen; und damit nichts die Freude dieses Tags uns störe, so fanden wir auch in der kleinen Stadt Agen, im Gasthofe der Madame Castain, alles so bequem und gut als wir es nur immer wünschen konnten, obgleich die Stadt und das Haus von Fremden wimmelten, die der morgen dort beginnende Jahrmarkt hingezogen hatte.

Agen liegt höchst reizend. Schöne Alleen ziehen sich rings um die Stadt, welche die wohlhabenden Bewohner des Orts, nach französischer Sitte, fleißig zum Spazierengehen benutzen. Diesen Abend nahm das fröhliche Treiben und Leben und Singen auf den Straßen und in den Alleen kein Ende, bis tief in die mondhelle Nacht hinein. Madame Castain ließ sich indessen von dem Gewühl in ihrem Hause nicht abhalten, uns bei Tische sehr aufmerksam und gefällig in eigner Person zu bedienen. Die gute Frau erinnerte uns bei ihrem Eintritt auf komische Weise an Iphigeniens Ausruf: „wohl dem, der seiner Ahnen gern gedenkt!“ denn ihr erstes Wort, war die Versicherung, sie sey die einzige Tochter des berühmten Tavernier von Nerac.

Sie hätte auf viele Reisende aus unserem Vaterlande stoßen können, denen dieser große Name, trotz seiner Berühmtheit, unbekannt blieb, und wäre dadurch in die peinliche Verlegenheit gekommen, etwas erläutern zu müssen was sie für weltbekannt hielt. Wir aber kannten zum Glück den großen Mann, wir hatten seinen Namen oft auf den Monumenten seiner Thaten, mit unauslöschlichen Zügen eingebrannt gelesen, auf den Terrinen nämlich, welche die köstlichen Trüffelpasteten umgeben, die unter dem Namen der Pâtés de Perigueux selbst bis Rußland und Amerika versendet werden. Daß wir durch diese unsre Kenntniß das Herz seiner Tochter sogleich gewannen, ist natürlich. Mit holdseliger Beredsamkeit erwiederte sie das ertheilte gerechte Lob mit der Versicherung, sie sey die einzige Erbin des großen Geheimnisses ihres Vaters, warnte uns vor ihrem, in der Nähe, aber von ihr getrennt lebenden Manne, der ihr die Pasteten nachpfuschen wolle, obgleich sie ihm nie die Art ihrer Bereitung vertraut habe, und bewog uns zuletzt eins ihrer Kunstproducte mit auf die Reise zu nehmen. Wir befanden uns in der Folge sehr wohl bei diesem

Entschluß, und rathen jedem uns nachfolgenden Reisenden ein Gleiches zu thun.

Die Gegend hinter Agen verschönert sich beinahe mit jedem Schritte. Wir bemerkten jetzt weniger Weinberge, dafür aber die herrlichsten Waizenfelder, und eine unglaubliche Menge prächtiger Obstbäume. Große Pfirsich- und Aprikosen-Bäume stehen hier am Wege, gleich den Aepfelbäumen an der Bergstraße. Wie betrunken summten taumelnde Bienen in dem Meere von Blüthenduft, uns ging es fast nicht besser: denn die reiche Fülle, der liebliche Reiz dieser himmlischschönen Gegend ist unbeschreiblich.

Ein Haupterzeugniß dieses Theils von Frankreich sind die hier in ungeheurer Menge wachsenden Pflaumen, die, getrocknet in kleine, längliche Kisten gepackt, in alle Welt, bis in den fernsten Norden versendet werden. Man kennt sie überall unter dem Namen der Katharinen- oder auch der französischen Pflaumen. Die deutschen getrockneten Zwetschen geben keine Idee von der saftigen Größe und Süße dieser köstlichen Frucht.

Croquelardit, ein kleines Dörfchen, ist

die erste Station von Agen aus. Es hat eine entzückende Lage am Ufer der hier weit schmälern, lieblich sich windenden Garonne. Fruchtbar angebaute Hügel, über welche höhere Felsen ihr stolzes Haupt kühner erheben, umgeben den kleinen Ort; und die Gegend gewinnt, bei aller Fruchtbarkeit, einen ernsten Charakter. Nie sahen wir idyllischen Reiz und romantische Größe in so innigem Vereine; dunkle Ruinen uralter Schlösser drohen von den Gipfeln steiler Felsen herab, und friedliche, von blühenden Gärten umgebene Hütten schmiegen sich an die Abhänge derselben bis hinunter an das Ufer des silberhellen Stromes.

Alles verkündete uns hier schon die Nähe der spanischen Grenze. Von den Anhöhen, über welche der Weg uns führte, erblickten wir oft die, den Horizont kränzenden Pyrenäen in blauer, duftiger Ferne. Selbst die Kleidung der Bewohner des Landes hat ein fremdes, spanisches Ansehen. Die Männer tragen weite runde Mäntel, große, vorn aufgeschlagne Hüte und darunter ein farbiges Netz; so begegneten sie uns oft auf hohen Maulthieren reitend. Die Volkssprache in Languedoc nähert sich auch mehr der spanischen,

sie hat einen schönen, volltönenden Klang; war uns aber leider ganz unverständlich, und ist es auch jedem in dieser Provinz nicht einheimischen Franzosen.

Je weiter wir kamen, je herrlicher wurden die Umgebungen, so daß wir bei Malause nicht länger im Wagen ausdauern mochten und zu Fuße eine Strecke vorausgingen, während die Pferde gewechselt wurden. Zwischen hohen Weinbergen zieht sich der Weg beträchtlich in die Höhe, wir verließen ihn und verfolgten einen seitwärts hinaufführenden Fußsteig, auf dem wir, zu unsrer großen Freude, vielleicht den interessantesten Punkt dieser Gegend erreichten. Wir standen auf einem Rebenhügel, und blickten hinab in eins der lieblichsten, blühendsten Thäler, voll zerstreut liegender kleiner Hütten, durchströmt von einem silberhellen, ziemlich bedeutenden Fluß. Es war wieder unsere alte Freundin, die Garonne, welche auch dies stille Plätzchen verschönte, wie wir späterhin erfuhren. An der andern Seite des Thales, uns gegenüber, erhebt ein steiler Felsen drohend das Haupt, das die dunkle Ruine eines Schlosses oder eines Klosters wie eine Krone ziert.

Gern hätten wir von einer alten freundlichen Frau, die neben uns ihre Reben aufband, etwas über die Gegend und die Ruine erfragt, aber es war unmöglich, uns mit ihr zu verständigen; nicht einmal den Namen des Stromes konnten wir in ihrem Munde verstehen, so durchaus unähnlich war ihre Sprache der französischen.

Ein schnell aufsteigendes Gewitter nöthigte uns früher als wir es wünschten den Wagen aufzusuchen, den wir in einiger Entfernung auf der Chaussee haltend erblickten. Doch zog der Regen bald vorüber und alles stralte und duftete, von ihm erfrischt, nur um so herrlicher.

Bei Moissac mußten wir uns abermals in einer Fähre über den Strom setzen lassen. Die Gegend hier herum erinnerte uns durch ihre Aehnlichkeit mit den schönen Elbgegenden bei Meißen sehr lebhaft an unser deutsches Vaterland.

Bei Moissac, und auch schon früher auf dem ganzen Wege, begegneten uns mehrere Male zehn bis zwölf Menschen, die immer zu zweien und zweien, mit einer Kette um den Hals an einander geschmiedet, einhergingen, und von einigen bewaffneten Reitern vorwärts getrieben wurden.

Wir hielten sie für Verbrecher, wunderten uns nur über ihre große Anzahl, und daß sie von Marseille zu kommen schienen, anstatt dorthin auf die Galeeren gebracht zu werden. In Castel-Sarrasin aber bemerkten wir wieder einen solchen Transport und fragten; man antwortete uns: „Ce sont des Volontaires.“ Wir staunten und erfuhren endlich, daß diese Gefesselten Conscribirte seyen, welche man auf diese Weise der Bahn der Ehre zuführte. Das waren also die jungen Helden, die Blüthe des Landes, von denen die französischen Zeitungen rühmten, daß ihr kriegerisches Feuer, ihr Eifer, dem Vaterlande zu dienen, kaum zu mäßigen sey! Im Sommer des Jahres 1814 gedachten wir oft dieser armen Unglücklichen, wenn wir die jeune Garde mit blutenden Füßen und von den Riemen der Tornister wund geriebenen Schultern durch das Thor von Weimar einziehen sahen.

Castel-Sarrasin ist ein kleiner Ort, wahrscheinlich ehemals eine Festung gewesen; denn man sieht noch die Spuren alter Mauern und Thürme. Das sehr heftig geworden Gewitter nöthigte uns mehrere Stunden dort zu verweilen;

zum Glück trafen wir dort einen Mann, der verständliches Französisch sprach, und wir benutzten die Gelegenheit, uns nach manchen Dingen zu erkundigen, über die uns unterwegs Niemand hatte Auskunft geben können, da wir die Sprache des Landes nicht verstanden.

Unsre erste Frage war die nach den Gefesselten gewesen; unsre zweite betraf die vielen Ruinen alter Schlösser, die wir in diesen Tagen erblickt hatten. Mit Entsetzen vernahmen wir, daß diese Trümmer nicht Ueberbleibsel längst vorübergegangner Jahrhunderte wären, wofür wir sie gehalten. Noch vor wenigen Jahren standen diese Schlösser unversehrt, von den angesehensten und edelsten Familien des Landes bewohnt, die hier auf den, durch viele Jahrhunderte hindurch auf sie vererbten Stammhäusern ihrer Ahnen in Glück und Freude lebten. In den ersten furchtbaren Zeiten der Revolution fielen diese stolzen Gebäude als Opfer der zügellosen Volkswuth. Es ward Feuer in sie hineingeworfen, die alles verzehrende Flamme loderte hoch empor, der Rauch und mehr noch der, dieser Nation vor allen andern eigne, muthwillige Zerstörungsgeist, gaben den noch vor

kurzem weit ins Land hinein hell schimmernden Mauern das uralte, schwarze Ansehen, welches uns täuschte. Wir freuten uns jetzt dieser Täuschung; denn der Gedanke an die hier, von zum Theil noch lebenden Menschen begangenen Gräuelthaten, in dem von der Natur so hoch begünstigten Lande, hätte uns den Genuß dieser schönen Tage gewiß getrübt und verkümmert. Von den unglücklichen Eigenthümern der Schlösser konnte man uns nichts Bestimmtes sagen. Viele sind an ihrem eignen Herde von ihren Bauern ermordet, andre zum Richtplatz geschleppt worden, die übrigen ins Ausland entflohen, und wahrscheinlich im tiefsten Elend zu Grunde gegangen.

Es war spät Abend geworden, ehe wir Castel-Sarrasin verlassen konnten, und erst in tiefer Dunkelheit erreichten wir unser Nachtquartier in Montauban. Die Gegend bis dahin ist zwar sehr fruchtbar, besonders reich an Kornfeldern, aber flach und weniger interessant; deshalb trösteten wir uns leicht darüber, daß wir einen großen Theil des Weges bei Nacht zurücklegen mußten. Im Hôtel des Ambassadeurs in Montauban wären wir recht gut aufgehoben gewesen; denn an

die hier, wie überall im Süden vorherrschende Unreinlichkeit fingen wir allgemach an uns zu gewöhnen, nur das Geräthe in unsern Zimmern erregte in uns eine peinliche Empfindung. Fast jedes Stück desselben sah aus, als wäre es aus jenen zerstörten Schlössern geraubt; keines paßte zum andern; vieles trug Spuren ehemaliger Pracht, und manches dagegen war nur zum nothdürftigen Behelfe bäurisch zusammengezimmert. Vergoldete, mit künstlichem Schnitzwerk reich verzierte Bettgestelle standen in unsern Zimmern, die aber sichtliche Spuren gewaltsamer Zerstörung trugen, besonders an den ehemals reich vergoldet gewesenen, halb weggeschnittenen adeligen Wappen, deren Ueberreste noch am Kopfende des Bettes sichtbar waren. Schwere seidne Gardinen, mit großen goldnen Blumen durchwirkt, hingen zerrissen und voller Flecken unordentlich um sie her. Die Flecken waren vielleicht Blut der in diesen Betten Ermordeten; ein Gedanke, der uns so grausend ergriff, daß wir hier keine Ruhe finden konnten. Die Bilder der ehemaligen Eigenthümer dieser gesunkenen Pracht verfolgten uns unabläßig. Wo waren sie, die sonst hier ruhten, in

dieser noch immer gewitterschweren, stürmischen Nacht? Vielleicht im Grabe, vielleicht in einer elenden Hütte auf einem Lager von Stroh! Wie wandelbar ist irdisches Glück! wie vergänglich menschliche Größe!

Wir freuten uns des anbrechenden Tages, um sobald als möglich einen Ort zu verlassen, der so peinliche Empfindungen in uns rege machte; überdies wünschten wir sehr, Toulouse noch vor Mittag zu erreichen. Die in diesen Gegenden sehr bedeutende Stadt Montauban schien uns beim Durchfahren recht groß und nach südlicher Art wohlgebaut; wir kamen an mehreren großen Gebäuden und recht ansehnlichen hohen Häusern vorbei. Das Land rings umher ist zwar sehr fruchtbar und angebaut, aber flach. Näher an Toulouse erheben sich wieder fruchtbare Hügel, alles wird schöner, reizender; und herrliche große Bäume, wie wir von Castel-Sarrasin bis hieher nur wenige sahen, schmückten die unaussprechlich freundliche Gegend, welche der schiffbare Kanal von Languedoc und die, in malerischen Krümmungen nahe an der Stadt hinströmende Garonne noch verschönern.

Die ziemlich große Stadt Toulouse ist sehr volkreich und lebhaft. Viele schöne Häuser zeugen von der Wohlhabenheit ihrer Einwohner, aber die Straßen sind auch hier, wie überhaupt in allen Städten des südlichen Frankreichs, sehr enge und winklig; denn das Bedürfniß des Schattens und der Kühle bewegt die Einwohner derselben, ihre Häuser so nahe als möglich einander gegenüber zu stellen. Der dem Lande eigne Haß gegen alle Ordnung und Reinlichkeit scheint in dieser Stadt aufs höchste gestiegen, und wir bemerkten nur wenige große freie Plätze, die sonst das Uebel einigermaßen mildern. Eine breite, mit hohen Bäumen besetzte, schöne Allee führte an den Kanal, der hier das mittelländische Meer mit der Garonne und durch sie mit dem Ocean vereinigt. Toulouse wird dadurch in den Rang bedeutender Handelsstädte erhoben, besonders für den innern Verkehr des Landes; und man sieht die glücklichen Folgen davon an dem augenscheinlichen Wohlstande, der hier in allen Classen zu herrschen scheint. In den Straßen sahen wir viel Leben, viel wohlgekleidete Leute, und besonders viele schöne, auffallend geschmackvoll gekleidete Frauen

und Mädchen mit der, den Französinnen eignen Grazie und Leichtigkeit über die schlüpfrigen Steine hinschweben. Auch bemerkten wir glänzende Läden und Magazine, angefüllt mit allem, was Luxus und Mode erheischen, und zu unserem großen Erstaunen eine Menge Buchläden, die wenigstens mit der Literatur ihres Landes reich versehen schienen. Der gesellige Umgang in Toulouse wird allgemein gelobt; unser Aufenthalt in dieser Stadt war indessen zu kurz, um Bekanntschaften zu machen, die hier dem Fremden, wie man sagt, nicht schwer zu finden sind. Wir begnügten uns also mit der bloßen Außenseite und können über das innre Leben nicht urtheilen.

Toulouse ist reich an schönen Spaziergängen und Alleen, aber das Gewitter hatte die Luft nur zu sehr gekühlt, der Wind wehte eiskalt, durch die nächstvergangnen warmen Tage verwöhnt, froren wir vielleicht etwas mehr als billig war, und wunderten uns sehr, jetzt auf einmal wieder das Kaminfeuer nicht entbehren zu können. Indessen besuchten wir doch eine sehr schöne Promenade an der Seite der Stadt, welche der zum Kanal führenden Allee gegenüber liegt.

Ueber eine lange prächtige Brücke, die sich hier über die Garonne hinwölbt, gelangten wir zu einer zweiten großen Allee. Am Ende derselben liegt die ganze Stadt, der darin, längs dem Strome sich hinziehende, vom Gewühl des Handels belebte Quai, der Kanal und die reiche Ebene, welche die Stadt umgibt, wie ein Panorama ausgebreitet vor dem entzückten Blick. Blaue Gebirge begrenzen ganz in der Ferne die wunderschöne Aussicht, und an den vielen umherstehenden Sitzen bemerkten wir, daß dieser unbeschreiblich liebliche Platz den Toulousern an warmen Sommerabenden wohl oft zum Vereinigungspunkte dienen mag. Der Languedoker Kanal zog hier besonders unsre Aufmerksamkeit auf sich. Mit Recht ist er der Stolz der Bewohner dieses Landes; er hat unermeßliche Summen und Arbeit gekostet, und obgleich er nur kleine Schiffe auf seinem Rücken trägt, so ist er doch von unschätzbarem Nutzen; besonders für die Verbindung des südlichen Frankreichs mit dem nördlichen. In diesem von Bergen durchschnittnen Lande stellten sich seiner Ausführung Schwierigkeiten entgegen, die man in einem flachen Lande, wie

Holland ist, nicht kennt. An einigen Stellen führen ihn Wasserleitungen von einem Berge zum andern; zuweilen mußte er durch das Innre der durchgehauenen Felsen geführt werden, und selbst ihm das nöthige Wasser zu verschaffen, gränzte oft an das Unmögliche.

Toulouse besitzt auch ein Museum, oder besaß es wenigstens damals, als Paris mit geraubten Kunstschätzen so überfüllt war, daß jede bedeutende französische Stadt zum Ableiter dienen und das weniger Vortreffliche annehmen mußte, um nur in der Hauptstadt für das Auserlesenste Raum zu machen.

Wir versäumten nicht, uns wenigstens durch einen Besuch eine allgemeine Uebersicht dieses Museums zu verschaffen. Das Local besteht aus einem einzigen sehr großen langen Saal, in welchem viele Bilder, ohne sonderliche Wahl, ohne Hinsicht auf Beleuchtung, an den Wänden hingen. Mehrere junge Künstler, unter ihnen auch Damen, beschäftigten sich darin sehr ernstlich mit Kopiren und Zeichnen. Unter den Gemälden waren viele zum Theil gute Kopien der berühmtesten Werke der italienischen Schulen und

einige ganz vortreffliche kleine niederländische Originale, zwischen einer Menge zusammengerafften Wustes. Handzeichnungen von sehr verschiednem Werthe hingen hier und da zwischen den Gemälden, unter andern der Kopf der Cenci, sehr schön in schwarzer Kreide gezeichnet, angeblich von Mengs. Eine Tafel, die fast die ganze Länge des Saals einnahm, war mit dem buntesten Allerlei gedrängt voll überladen. Da standen Gipsabgüsse der berühmtesten Büsten der Antike neben ägyptischen Alterthümern, Aschenkrügen, Vasen aus dem Herkulaneum, und einer Anzahl Lampen, Hausgöttern und dergleichen kleinern Ueberresten vergangner Zeiten. Auch bemerkten wir mehrere kleine Statuen und Büsten von Marmor und Bronze, antike und moderne, darunter manches Gute, ja sogar Vortreffliche. Nur eine ordnende, leitende Hand, ein mit verständigem Blicke wählendes Auge, schien hier zu fehlen, um alles zu einem zweckmäßigen Ganzen zu ordnen. So wie er jetzt war, glich der Saal einer großen Rumpelkammer, die einer Reinigung gar sehr bedurfte.

Abends besuchten wir das Theater. Das

Schauspielhaus ist nicht groß, nicht schön, und dabei so schmutzig, daß wir beinahe gleich wieder umgekehrt wären; besonders da uns beim Eintritt in die Loge der fürchterlichste Knoblauchsgeruch entgegenströmte, und uns fast den Athem benahm. Wir lebten eben in der Zeit der strengsten Fasten, in der Charwoche, in welcher alle diese frommen Christen noch einmal so viel von ihrer Lieblingswürze zu sich nehmen als gewöhnlich. Indessen versuchten wir doch unsern Widerwillen gegen den uns überall verfolgenden Feind zu überwinden, und blieben da. Wir thaten sehr wohl daran: denn das Theater von Toulouse steht mit dem von Bordeaux gerade in umgekehrtem Verhältniß. Dort fanden wir das Schauspielhaus sehr prächtig und die Schauspieler kaum mittelmäßig; hier schaffte uns in einem sehr uneleganten Local eine, alle unsre Erwartungen übertreffende Vorstellung einen sehr angenehmen Abend. Nur der Anfang derselben war nicht sehr erfreulich: denn halb ärgerlich, halb lachend über unser eignes Mißgeschick, mußten wir auch hier ein albernes, langweiliges Ding von einer kleinen Oper sehen, das uns schon auf der ganzen Reise mit seiner jämmerlichen

Musik und faden Sentimentalität verfolgt hatte. Es heißt la jambe de bois; und überall wie hier, in Bremen, in Holland, in England, in Brüssel, war auf allen Theatern dies verwünschte hölzerne Bein das erste, was uns entgegen kam. Zum Glück nimmt es nicht viel Zeit weg, und diese benutzten wir die sehr zahlreich versammelten Zuschauer zu betrachten, wobei uns abermals die große Anzahl hübscher Frauen und ihre einfache geschmackvolle Kleidung auffallend war. Dem hölzernen Bein folgten die Erben, ein auch in Deutschland bekanntes, sehr unterhaltendes Lustspiel von Dumoustier. Es ward außerordentlich gut gespielt, vor allen bestätigte der Schauspieler, welcher den Bedienten darstellte, unsern Glauben an das komische Talent der Franzosen und die ihnen fast angeborne theatralische Gewandheit. Les Prétendus, eine große komische Oper in einem Akt, mit Musik von Paesiello, machte den Beschluß. Diese Oper erhält sich schon seit vielen Jahren mit großem Beifall auf allen französischen Theatern. In Deutschland ist sie, unsers Wissens, nie auf die Bühne gebracht worden, würde auch, unerachtet der schönen Musik, wohl schwerlich ge-

fallen. Der gar zu sehr französische triviale Inhalt des Stücks kann nur durch das leichte schnelle Spiel gehoben werden, in welchem die Franzosen Meister sind, und das bei uns so selten sich findet; am seltensten bei Sängern, wie diese Musik sie erfordert. Diese drei Stücke würden in Deutschland die zu einer Vorstellung bestimmte Zeit bei weitem überschreiten; in Frankreich aber geht das Spiel auf guten Theatern so rasch vorwärts, die Zwischenacte sind so kurz, oft kaum Minuten lang, daß dieser Uebelstand nicht so leicht eintritt.

Beim Herausgehen aus dem Theater befanden wir uns in nicht geringer Verlegenheit; unser Miethbediente war nicht gekommen uns abzuholen; Fiakers gibt es in Toulouse nicht; Sänften, von denen man uns versichert hatte, daß sie in Menge vor dem Theater ständen, waren dennoch nicht zu finden, und wir wußten nicht den Weg zu unserem Gasthofe. Wir mußten uns entschließen in der tiefsten Dunkelheit, durch das verworrene Labyrinth der Straßen auf gut Glück fortzuwandern. Hin und wieder trafen wir zwar eine Reverbere mitten in der Straße, diese aber blenden nur statt zu erleuchten, weil sie so weit

von einander entfernt sind, daß man immer aus der dicksten Finsterniß in ihren glänzenden Lichtkreis tritt. Unser Gasthof, der größte in der Stadt, mußte allbekannt seyn, aber vergebens fragten wir die wenigen Leute, denen wir zuletzt begegneten, nach der großen goldnen Sonne. Viele standen uns nicht Rede, andre lachten uns aus, und einige schickten uns absichtlich noch mehr in die Irre. Die in solchen Fällen hülfreichen Nachtwächter gibt es leider in Frankreich nicht. So irrten wir also über eine Stunde umher, bis wir durch einen glücklichen Zufall, herzlich müde, vor unsrer Wohnung anlangten, mit dem festen Vorsatz, nie wieder in einer fremden Stadt uns auf unsern Ortsinn zu verlassen; und recht erzürnt über die ungefälligen Einwohner von Toulouse, die uns nicht hatten zurechtweisen wollen.

Es war unsere Absicht, sehr früh am Morgen abzureisen, um noch denselben Tag den merkwürdigen Wasserbehälter bei St. Feriolles zu sehen, welcher dem Kanal den größten Theil seines Wassers zuführt. Beim Aufstehen vernahmen wir zu unserem Verdrusse, daß die Thore der Stadt gesperrt und keine Pferde zu haben wären.

Pichegrü's und George's Verschwörung gegen Bonaparte beschäftigte damals ganz Frankreich, vor allen aber den neuen Kaiser. In allen Städten wurden Mitverschworne aufgesucht, und auch in Toulouse glaubte man wenigstens Verdächtigen auf die Spur gekommen zu seyn. Deshalb waren schon am Abende vorher die genauesten Haussuchungen angestellt, die Thore geschlossen und strenge verboten worden sie zu öffnen. Wir hatten von allem diesem nichts erfahren, da wir den Abend im Theater zubrachten; und so gern wir auch noch freiwillig einen Tag in Toulouse geblieben wären, so verdrießlich war uns dennoch dieser gezwungne Aufenthalt. Zu unsrer Freude wurden wir indessen schon um neun Uhr davon erlöst. Die Diligencen rollten, mit Gefangnen und ihren Wächtern besetzt, zum Thor hinaus nach Paris zu, und wir fuhren, so schnell wir konnten, den entgegengesetzten Weg über das ebne Land bis Castel-Naudary, wo wir noch zeitig genug anlangten, um gleich mit andern Pferden und Wagen nach St. Feriolles zu eilen.

Wir hatten bis dahin noch drei Posten vor uns. Der Wind wehte kalt und graue Regen-

wolken hingen schwer vom Himmel herab, aber der Weg war vortrefflich, wie hier überall, und die Gegend, durch die wir kamen, zuerst sehr angenehm. Gegen das Ende der Fahrt sahen wir uns von hohen Bergen umgeben, der Weg ging steil hinauf, dann hinab, und nun waren wir in einem engen öden Thale, rings umschlossen von kahlen steilen Felsen, an deren Südseite aber doch noch Wein gebaut wird. Wir verließen hier unsern Wagen, und baten einen Bauer, der dort in seinem zwischen Felsen eingeklemmten Weingärtchen arbeitete, unser Führer zu werden. Der Mann sprach zum Glück neben seinem Landesdialekt auch uns verständliches Französisch, und führte uns willig durch die engen Windungen des immer schauerlicher werdenden Felsenthals, zu der netten kleinen Wohnung des Aufsehers der Wasserleitung. Dieser kam uns freundlich entgegen, ein eisgrauer Invalid, der selbst nicht mehr wußte, wie alt er war. Schon unter Ludwig dem Funfzehnten hatte er manchen Feldzug mitgemacht, manche Schlacht gefochten, viele Länder und Menschen gesehen; er war sogar im siebenjährigen Kriege in Deutschland gewesen und hatte bei Roßbach die Deutschen

kennen gelernt. Alles dies erzählte uns der gute freundliche Greis, mit aller Redseligkeit eines alten Franzosen und eines, gewöhnlich einsam Lebenden, während er die Fackeln zusammen suchte, die uns auf unterirdischen Wegen leuchten sollten.

Wir sahen uns indessen in seiner Wohnung um, in der er ganz allein mit einem jungen Mädchen, seiner Enkelin, nach einem so unruhvollen Leben, das Ende desselben in der abgeschiedensten Einsamkeit erwartete. Die kleine, recht reinlich gehaltene Hütte liegt in einem tiefen Kessel, rings umschlossen von öden Felsen, über welche noch höhere, nackte Felsenspitzen sich emporthürmen. Kein Baum, kein Strauch grünt in dieser Einöde, die nur in den längsten Tagen ein, kurze Zeit verweilender Sonnenstral begrüßt, und die uns an Schottlands wildeste Thäler lebhaft erinnerte. Der graue Himmel, die matt ihn durchblickenden Stralen der zum Untergange sich neigenden Sonne, welche die fernen hohen Felsenspitzen färbte, das Heulen des Nordwindes, der, schauerlich pfeifend, durch Klüfte und Felsspalten tobte, machten die Aehnlichkeit mit jenen wilden Gegenden noch treffender, und versetzten

uns plötzlich hier mitten aus dem lachenden Süden, in des fernen Nordens düstre Gebirge.

Wir stiegen auf einem sehr steilen Fußwege eine kleine, ganz nah am Hause gelegene Anhöhe hinauf, bis an eine in den Felsen gehauene Thür. Der Greis öffnete sie, zündete dann seine Fackeln an und führte uns eine lange, tief in's Innre der Felsen gehauene Treppe vorleuchtend hinab. Nun befanden wir uns in einem nicht hohen, langen, kellerartigen Gewölbe, in dessen Hintergrunde wir beim Scheine der Fackeln drei kolossale Krahne von Messing neben einander erblickten. Unser Führer drehte den einen davon um, und das den heftigsten Donner übertreffende Tosen, des von uns ungesehen in den Grund der Erde hinabstürzenden Wassers, erfüllte und plötzlich mit unaussprechlichem, alle Sinne betäubendem Grausen. Es war als krache der Felsen über uns und drohe den Einsturz des Gewölbes; der Felsengrund unter unsern Füßen schien zu beben. Der Wiederhall in dem engen, niedrigen Gewölbe, das ungewisse Flimmern des Fackelscheins an dem grauen Gestein in diesem Grabesdunkel, erhöhten unaussprechlich das Schauerliche der

Scene, so daß wir fest überzeugt sind, auch die stärksten Nerven könnten nicht ausdauern, wenn alle drei Krahne zugleich geöffnet würden, was auch fast nie geschieht. Selbst das mächtige Sieden und Brausen des gewaltigen Rheinfalls machte auf uns nicht diesen fürchterlichen Eindruck. Dort, unter dem hohen Gewölbe des Himmels, sieht man den mächtigen Strom schäumend am Gestein zerstieben, sein Toben gleicht dem Donner Gottes und erhebt die Seele zu Gott, in ehrfurchtsvoller Anbetung. Hier in dem einem Grabe ähnlichen Gewölbe, gleicht dies ungeheure, durch den Wiederhall ins Unendliche verstärkte unsichtbare Tosen dem Wüthen der Hölle; es beängstigte uns so, daß wir beim Hinaustreten im Freien tief aufathmen mußten, mit dem Gefühl als wären wir einer großen Gefahr entgangen. Draußen zeigte uns unser Führer, wenige Schritte höher hinauf, die Entstehung jenes entsetzlichen Brausens. Ein in den Felsen gehauenes, nicht sehr großes Becken versammelt hier das Wasser mehrerer von höheren Felsen hinabgleitender Quellen. Das Gewölbe, aus welchem wir kamen, liegt gerade unter demselben, die Krahne schließen tief ins Innre des

Felsen gearbeitete Wasserleitungen, durch welche, wenn sie geöffnet werden, das Wasser in ein noch tiefer liegendes zweites Gewölbe hinabströmt, und aus diesem fließet es zuletzt im Freien dem Kanale zu.

Wir besuchten nun auch dieses, dem untern Thale näher liegende zweite Gewölbe. Es ist sehr lang und schmal, und im Hintergrunde desselben sahen wir das Wasser aus dem obern Gewölbe schäumend hinabstürzen. Brausend und wild strömt es in einen steinernen Kanal, der fast die ganze Breite der Höhle einnimmt, durch dieselbe hindurch, hinaus in's Freie, hinab in's Thal, über das Gestein hin, und fließt tief unten seiner Bestimmung zu. Auf den schlüpfrigen Steinplatten, welche diesen Kanal einfassen, schlichen wir, dicht an die Felsenwand gedrückt, bis zu dem unterirdischen Wasserfall im Hintergrunde des Gewölbes. Das Brausen im Kanale vermehrte sein mächtiges Donnern; es war noch tobender als oben, aber es machte bei weitem nicht jenen mächtigen Eindruck auf uns, da wir hier die Ursache desselben vor unsern Augen sahen; denn nur das Unsichtbare vermag es die Seele mit so tiefem Grauen

zu erfüllen; was der Mensch sieht, hört er bald auf zu fürchten. Der Abend dämmerte schon ehe wir von unserem guten invaliden Eremiten schieden, und wieder unsern Wagen bestiegen.

Spät in der Nacht kamen wir nach Castel-Naudary zurück, und fanden dort alles zu unserem Empfange und unsrer Erholung bereitet. Ein großer starker Mann, der sich schon Vormittags als Nachbar und Hausfreund unsrer etwas ältlichen, sonst gar nicht übeln Frau Wirthin, bei der Einrichtung unserer Fahrt nach St. Feriolles sehr geschäftig bewiesen hatte, kam jetzt während unsers Abendessens herauf, zu fragen wie es uns dort gefallen habe. Er schwatzte lang und breit, meinte, es sey eine belle horreur und dergleichen. Uns machte der Herr Nachbar Langeweile und wir fingen an, unter einander Deutsch zu sprechen. Zu unserm Erstaunen aber begann er nun auch, sich in dieser Sprache recht geläufig vernehmen zu lassen, und behauptete mit ächt österreichischem Accent: er habe „unsere Gnoden" halter oft in Warschau gesehen, und kenne uns recht gut. Es kam heraus, daß er dort und in Wien sieben und zwanzig Jahre gelebt habe. In welcher Qualität?

das verschwieg er bescheidentlich. Wir machten, daß wir ihn bald los wurden, und nahmen uns vor, in Zukunft uns nie darauf zu verlassen, daß man im fremden Lande unsere Sprache nicht verstehe; denn wer hätte wohl vermuthet, in Castel-Naudary einen Einwohner des Orts zu finden, der unserer Muttersprache so kundig wäre?

Bei noch immer trübem rauhem Wetter fuhren wir am andern Morgen weiter, auf der herrlichsten Chaussee die es nur geben kann. Um das viele Bergauf- und Bergabfahren zu vermeiden, sind ganze Strecken brückenartig gewölbt, kein Stein liegt im Wege, und der kleinste Abhang ist mit festen Brustwehren von Quadersteinen versehen. Wir kamen mehreren alten Wartthürmen und manchen verödet liegenden Burgruinen vorbei; übrigens bot die Gegend wenig Abwechselung, bis wir Carcassonne vor uns liegen sahen.

Diese gewiß uralte Stadt gewährt einen ganz eignen alterthümlichen Anblick. Sie ist umgeben von wunderlich gezackten mit Wachtthürmen versehenen Mauern, welche, wie die ganze Stadt, das Gepräge längst vergangener Zeiten tragen. Aus Quadersteinen für eine Ewigkeit zusammen

gethürmt, stehen die vom Laufe mehrerer Jahrhunderte geschwärzten Häuser in den engen, verworren durcheinander sich schlingenden Straßen. Die wenigen trüben Fenster liegen in den dicken Mauern tief verborgen, die Fensterläden daran sind von außen angebracht und werden der Hitze wegen fast immer verschlossen gehalten. So finster und trübselig sehen alle Städte in diesem Theile von Frankreich aus. Auf den Straßen steht man wie in einem tiefen Keller; kaum daß ein schmaler Streif des blauen Himmels sichtbar wird, wenn man den Kopf ganz hinten überbiegt. Des so nothwendigen Schattens wegen baute man auch hier die Häuser so nahe einander gegenüber, aber die Luft wird dadurch dumpf, drückend, und der gänzliche Mangel der Reinlichkeit um so empfindlicher.

Das Leben in diesen Gegenden ist unglaublich wohlfeil; in dem Gasthofe, vor welchem wir in Carcassonne abstiegen, sahen wir unten im Hause die Knechte und Mägde um einen großen Napf voll gesalzner Oliven, und einen großen Krug mit Wein zum Frühstück versammelt. Dieser Anblick erregte in uns den Wunsch ein Gleiches zu thun;

die Wirthin brachte uns eine große, weiße Flasche, die wenigstens so viel als drei unserer gewöhnlichen Bouteillen hielt, voll des lieblichen süßen Weins, der zwischen Carcassonne und Bézières wächst; sie hatte ihn für uns eine Viertelstunde weit holen lassen, und forderte dennoch für die Flasche nur acht Sous, ungefähr drei gute Groschen; obendrein sah die gute Frau bei der Forderung aus, als habe sie uns, ihrer Meinung nach, recht theuer zahlen lassen. Die Einheimischen geben nur drei Sous für eine solche Flasche Wein, und alle andere Lebensmittel stehen damit in gleichem Verhältniß. Wir wunderten uns nur, daß die Leute hier nicht immer alle betrunken sind; unser Bediente kam nie recht zu seinen fünf Sinnen, so lange wir uns in diesen Gegenden aufhielten, und wir konnten es ihm kaum verargen.

Hinter Carcassonne wird die Gegend sehr gebirgig; der Weg windet sich durch öde, enge Thäler zwischen kahlen zackigen Felsen hin, die oft den Ausgang zu versperren scheinen. Hinter Cruscades schwindet fast jede Spur von Vegetation, und nur Lavendel, Thymian und ähnliche Kräu-

ter, sprossen ärmlich und halb vertrocknet aus den Felsenritzen.

Gegen Narbonne zu erwacht neues Leben in der Natur. Dicht vor der Stadt bemerkten wir die ersten Olivenbäume, freilich nicht von so üppigem Wuchs, wie wir sie später bei Marseille und Toulon sahen, aber ihr Anblick freute uns doch sehr; denn wir sahen in ihnen Verkündiger des mildesten schönsten Himmelstrichs in Europa.

Uns schien der Olivenbaum bei weitem nicht so häßlich, als einige neuere Reisende ihn beschreiben. Wahr ist es, er gleicht sehr den gemeinen Weiden, aber er bildet schönere, runde Kronen; sein immer grünes Laub ist schöner geformt, die blaugrünen Blätter sind an der untern Seite beinahe weiß, und es sieht sehr artig aus, wenn der Wind die Zweige durchrauscht, und diese weiße Seite bald schillernd das Grün durchblitzt, bald sich darunter verbirgt.

Narbonne ist eine alte düstre Stadt wie Carcassonne, nur schien sie uns etwas kleiner und ihre Umgebungen weniger pittoresk. Wir hätten uns gern in der Stadt umgesehen, aber die engen, dunkeln Straßen sahen so wenig einladend aus, daß

wir keinen Spaziergang darinnen unternehmen mochten, ohne einen eigentlichen Zweck dabei vor Augen zu haben. Wir erkundigten uns also in unserem Gasthofe nach den Merkwürdigkeiten des Orts. Man nannte uns deren zwei, einen sehr berühmten Arzt, zu dem in bedenklichen Fällen viele Kranke aus weiter Ferne ihre Zuflucht nahmen, und einen noch berühmtern Advokaten. Von andern Merkwürdigkeiten an Gebäuden und dergleichen wollte niemand etwas wissen, und da wir glücklicherweise der Kunst jener beiden Herren nicht bedurften, so beschlossen wir zu Hause zu bleiben und der Ruhe zu pflegen.

Hinter Narbonne wird das Land sehr fruchtbar, ein wahrer Garten, der blonden Ceres geweiht; überall auf der weiten Ebene, zwischen unabsehlichen Weizenfeldern, wächst Oel und Wein im reichsten Ueberfluß. Leider erfuhren wir es zu spät, daß wir auf dem Wege von Narbonne nach Bézières einer der merkwürdigsten Stellen des Languedoker Kanals ganz nahe vorbei gekommen waren, ohne es zu ahnen. Auf einem ganz kleinen Umwege von vielleicht einer Stunde hätten wir den durchbrochnen Berg (la

montagne percée) sehen können. Der Kanal geht dort durch ein, in den Fels gehauenes, großes Gewölbe. Von beiden Seiten desselben ist nur eben Raum genug für die Schiffer, die hier aussteigen und ihr Schiff an Seilen hindurch ziehen, wie man es auch in Holland auf den Kanälen oder stromaufwärts am Rhein sieht. Die Perspektive durch den dunklen Rahmen der Oeffnung des Gewölbes hindurch, auf die weite fruchtbare Ebene, und dazu das auf dämmerndem Wege langsam hinwogende Menschenschifflein, müssen einen in seiner Art einzigen Anblick gewähren.

Von Bézières sagt ein hier zu Lande allbekanntes Sprichwort, daß der liebe Gott diese Stadt zum Wohnplatz erwählen würde, wenn er einmal zu uns herabsteigen wollte. Sie liegt am Abhange eines Hügels, der auf der höchsten Spitze eine der reichsten, weitesten Aussichten gewährt. Dort oben erblickten wir zum ersten Mal aus der Ferne das mittelländische Meer, und seitwärts wie dunkelblaue Wolkengebilde, die Pyrenäen am Horizont. Vor uns breitete sich im Frühlingsglanz und aller Pracht südlicher Vegetation die reich angebaute Ebene aus, durchschlungen von einem sil-

derhellen Strome, den man uns la rivière d'or, den goldnen Fluß, nannte. Friedliche Dörfer, eine Menge zerstreut liegender, weißschimmernder Landhäuser, im Schatten dunkler Cypressen und unzähliger Obstbäume, bringen Leben in die wunderherrliche Landschaft.

In der Stadt bemerkten wir viele recht schöne, große Häuser, übrigens ist sie gebaut wie alle Städte dieses Landes. Es war viel Leben in den engen Straßen, viele auffallend schöne Weiber mit dunkeln blitzenden Augen wandelten hin und wieder, alles schien fröhlich und guter Dinge, wie es sich in diesem schönen Lande gebührt. Der Anblick des Marktes bewies uns augenscheinlich, daß wir den glücklichen Süden nun wirklich erreicht hatten. Große Körbe voll Orangen, Mandeln, Feigen und großer Rosinentrauben standen in Menge zum Verkauf, wie bei uns die Kartoffeln; Sardellen, Oliven, Kapern in solchem Ueberfluß, daß man sah, wie alles dies hier zu den gemeinsten Lebensmitteln gezählt wird.

Eine rings um die Stadt sich ziehende schöne Allee bietet mehrere, sehr angenehm wechselnde Aussichten; am schönsten aber ist die von der no

am Markte gelegnen Terrasse. Obgleich weniger ausgebreitet als oben auf dem Berge, erfreute sie uns fast noch mehr; denn das reichgesegnete Land lag wie ein großer Garten dicht vor uns in aller seiner Pracht. Der Kanal zieht sich silbern hindurch, und verbreitet Leben und Wohlhabenheit unter die Einwohner. Deutlich überblickt man von hier aus die mit großen Kosten erbauten sieben Schleusen, welche, wenn Schiffe hier durch den Kanal wollen, das Wasser in die Höhe treiben. Mit wahrem Herzeleid sahen wir auch etwas entfernter den durchbohrten Fels liegen.

Die von der unsern so ganz verschiedne Pflanzenwelt setzt uns unter diesem glücklichen Himmelsstrich in immer wiederkehrendes, fröhliches Erstaunen. Was wir in Treibhäusern und in unsern Zimmern mühsam pflegen, um es in kümmerlicher Existenz zu erhalten, das wächst hier in üppiger Pracht ungepflegt im Freien, und wird nicht geachtet. Goldlack, die schönsten Iris-Arten, und unzählige andre Gartenblumen werden wie Unkraut angesehen; die herrlichsten Tazetten sahen wir auf Feldern und Wiesen zwischen Weizen und Gras wild wachsen. Die Leute tre-

ten darauf herum, als wären es Gänseblümchen, setzen sich am Rande eines Bachs unter einem großen Myrthenstrauch im Schatten nieder, als müßte das so seyn, und fassen ihr Küchengärtchen mit Aloën ein, weil die steifen spitzen Blätter Haasen und Kaninchen nicht durchlassen. Der köstlich duftende Jasmin (Jasminum officinale), der Oleander, die Myrthe und unzählige ähnliche Sträuche bilden die Hecken und blühen aus allen Winkeln hervor; dunkle, herrliche Cypressen stehen riesengroß vor allen Hütten. Pfirsiche, Aprikosen, Maulbeeren, Johannisbrot, Mandeln, Oliven, wachsen an den Straßen und in jedem Bauergarten. Wir Fremdlinge stehen dabei, staunen fröhlich alle die Wunder an, und können gar nicht begreifen, wie die hier lebenden Menschen dieser Herrlichkeit so gewohnt sind, daß sie sich deren gar nicht freuen. Und dennoch sehen wir nur erst die Blüthe. Was muß ein Herbst in diesem segenreichen Lande seyn!

Die Natur übertraf hier unsere gespanntesten Erwartungen, aber die Menschen sind anders als wir sie uns dachten. Unter dem Landmann herrscht nicht die ewige Freude, die kindlich reine Lust am

Leben, welche Yorik und von Thümmel uns als hier einheimisch malten. Das glückliche Klima, die leichtere Nahrung, der Ueberfluß an lieblichem Wein stimmen freilich die Menschen hier eher zur Freude, ihr leichteres Blut fließt hüpfender durch ihre Adern. Manche Sorgen für Kleidung, Vorrath an Lebensmitteln und Feuerung für den Winter, die den armen Nordländer drükken, kennen sie nicht. Um die Zukunft kümmern sie sich etwas weniger als wir; sie lachen mehr, singen mehr, und raschere Freude belebt an Festtagen ihren Tanz. Aber in der Woche sahen wir auch hier bei den Landleuten, so lange die Sonne am Himmel steht, nur saure Arbeit, und Abends Sehnsucht nach Ruhe, wie bei uns. Keine Margot, keine Nanette wurden wir gewahr; von der Sonne verbrannte Bäuerinnen, die schwere Lasten auf den Köpfen tragen und schon auf zehn Schritte weit nach Knoblauch riechen, das sind die gepriesenen Arkadierinnen dieses Landes. Ihr Kostüm verschönert sie nicht; keine niedlichen Strohhüte, keine zierlich geflochtnen Zöpfe schmükken sie, wie die Bauernmädchen in der Schweiz. Sie tragen sehr häßliche Hauben von Leinwand,

unten daran sind lange, mehr als handbreite Streifen befestigt, welche unter dem Kinn gekreuzt und oben auf dem Kopfe zusammen gesteckt werden, so daß die Enden, wie die Ohren eines Hühnerhundes, an beiden Seiten herabhängen. Runde flache Hüte von schwarzem Filz binden sie auf eine besondere Art über diese Hauben, vorn schließen sie eng an die Stirn und hinten stehen sie hoch in die Höhe. Vor etwa vierzig Jahren trugen die englischen Damen ihre Hüte so, wie man es noch auf englischen Kupferstichen aus jener Zeit sieht. Den dunkelblitzenden Augen, und scharf gezeichneten schwarzen Augenbraunen, der Languedoker Bäuerinnen, steht indessen dieser Hut bisweilen sehr gut. Ein Rock von rothem, groben Wollenzeuge, ein sehr häßliches Kamisol mit langen Schößen und engen, bis über die Ellenbogen reichenden Aermeln, dazu plumpe hölzerne Schuhe mit kleinen Absätzen, inwendig Stroh darin, damit sie den Fuß nicht wund reiben, vollenden den Anzug, in welchem wohl niemand eine Margot sich denken wird.

Gegen Abend verließen wir Bézières. In einiger Entfernung von der Stadt wurde die

Gegend weniger interessant, wir waren sehr ermüdet, der Schlaf überwältigte uns, und wir mochten wohl eine ziemliche Weile so geschlummert haben, als wir beim plötzlichen Erwachen uns wie ins Feenland versetzt mit großen Augen umsahen. Ein köstlicher Duft umschwebte uns; der Wagen hielt auf einem ganz runden grünen Platz, in dessen Mitte sich ein kleines Wasserbassin befand, in diesem ein Delphin aus Stein gehauen, der silberne Strahlen hoch gen Himmel sprühte, die in Diamanten gleich funkelnde Tropfen verwandelt wieder zurückfielen. Herrliche hohe Bäume schlossen einen dichten Kreis um diesen lieblichen Platz, die eben sinkende Sonne streute blitzende Lichter auf das dunkle Grün der Cypressen und verklärte die tief herab sich senkenden Zweige der großen Trauerweiden zu hellen, grünlich goldnen Strahlen. Die duftendsten Sträuche blüheten zwischen den Bäumen und bildeten eine Art von Hecke; ein artiges weißes Landhaus schimmerte, hinter den grünen Zweigen versteckt, hervor. Vor uns im Wagen lag ein sehr großer Strauß von Veilchen, die an Duft, an Farbenpracht, an Größe, alle, die wir bis jetzt gesehen hatten, so

weit übertrafen, daß wir sie auf den ersten Blick gar nicht für Veilchen erkannten. Gegen die unsrigen gehalten, waren sie was die vollaufgeblühte Centifolie gegen die blühende Hagebutte ist. Alles war still umher, nur Vögel zwitscherten in das Geplätscher des kleinen Springbrunnens; kein Mensch ließ sich erblicken, selbst der freundliche Geber des Straußes nicht; unser Postillon spannte aus und ging andere Pferde zu holen. Le Begude de Jordy heißt dieser wunderliebliche Ort, der wohl von unserer Seite eines längeren Verweilens werth gewesen wäre; aber das Schöne erblicken und dann es ungenossen verlassen, das ist das Schicksal des Reisenden. Das Uebelste ist nur, daß er sich dieses Schicksal gewöhnlich selbst macht: denn was hinderte uns eigentlich, in diesem zauberisch schönen, stillen Winkel der Welt, die Sterne auf- und untergehen zu sehen und es zu erwarten, daß die Morgensonne diese hohen Wipfel wieder vergolde?

An Le Begude de Jordy schließt sich ein kleines Gehölz von Birken, Acazien und ähnlichen Bäumen, eine wahre Seltenheit in diesem Lande und das erste, durch welches wir auf der ganzen

Reise von Paris bis hieher kamen. Wir schwelgten wie berauscht in dem Meere von Wohlgeruch, das uns hier umwallte. Auch wie wir wieder ins Freie gelangten, blieb sich die Gegend gleich an entzückender Schönheit. Rasch ging es fort über Thal und Hügel, durch das, wegen seiner Bonbons in ganz Frankreich berühmte Städtchen Pezenas hindurch, bis wir bei Sternenlicht am Hôtel du midi in Montpellier anlangten.

Montpellier.

Müde und hungrig, wie man es nach einem seit Sonnenaufgange benutzten Tage ist, hatten wir uns um Mitternacht zu einem recht einladenden Abendessen eben niedergesetzt, als man uns meldete, daß draußen jemand unsern Paß zu sehen verlange. Diese Störung war uns in diesem Momente sehr unwillkommen, wir erwiederten also kurz weg: das habe wohl bis Morgen Zeit: und meinten die Sache damit fürs erste abgethan zu

haben, weil sich weiter nichts darüber hören ließ. Ehe wir es uns aber versahen, wurden beide Flügelthüren geöffnet, fünf Mann Wache, bewaffnet bis an die Zähne, an ihrer Spitze ein sehr martialisch um sich blickender Korporal marschirten herein, und im Nu sah unser Zimmer aus, wie der letzte Act einer modernen weinerlich komischen Oper im Théâtre Feydeau zu Paris. Der Paß mußte nun wohl freilich gleich hervorgesucht werden, er ward in bester Ordnung befunden, aber unser Korporal hatte es, vermuthlich vor lauter Tapferkeit, im Lesen nicht weit gebracht. Er buchstabirte so laut und so lange an dem Paß; unsere Namen klangen von seinen bärtigen Lippen so barbarisch, daß wir einstimmig darüber in lautes Gelächter ausbrachen. Einer der Krieger nahm dieses sehr übel, und ermahnte uns nicht über Leute zu lachen, die nur thäten was ihres Amtes sey. Mit der holdseligsten Freundlichkeit, doch immer lachend, erwiederte ihm eine von uns: „Lieben Freunde, ihr thut gut, zu vollbringen was eures Amtes ist, laßt euch aber das Nämliche von uns gefallen; unser Amt als Reisende ist, uns zu divertiren und zu lachen, wo und so

viel wir können.“ Madame a raison, donnerte des Korporals Baßstimme mit gutmüthigem Ernst, kommandirte: links um! und die Armee defilirte wieder zur Thüre hinaus. Dieses kleine militairische Intermezzo belustigte uns gar sehr; wir tranken die Gesundheit des humanen Korporals und wünschten allen Armeen viele seines gleichen.

Den andern Morgen fingen wir an, uns in der Stadt ein wenig zu orientiren, suchten alte Bekannte auf, wurden von ihnen aufgesucht, und trafen alle mögliche Vorkehrungen, um die wenigen Tage unsers Aufenthaltes in Montpellier so genußreich als möglich zu machen.

Die Stadt liegt sehr schön auf einer Anhöhe, mitten in einer, nur hie und da zu sanften Hügeln anschwellenden, höchst fruchtbaren und bebauten Ebene. Sie ist ziemlich groß; es gibt darin viele ansehnliche aus Quadersteinen sehr massiv erbaute Häuser, die Straßen aber sind auch hier sehr enge, winkelig, dumpfig, und durch die nah einander gegenüber stehenden hohen Gebäude verdunkelt. Dazu ist das Straßenpflaster hier eben so schlecht als in Bordeaux. Da wir bisher fast auf allen Flaschen mit wohlriechendem Wasser im-

mer Montpellier gelesen hatten, so glaubten wir in unsrer Einfalt die ganze Stadt müsse wie der Laden eines Parfümeurs riechen, wir fanden aber leider hievon das Gegentheil. Von der hier herrschenden Unreinlichkeit ist es unmöglich sich einen Begriff zu machen. Auf den Straßen weiß man oft beim trockensten Wetter nicht wohin man treten soll, und das Auge wird eben so beleidigt als die Nase. Dem mächtigen Gefühle des Ekels muß man im südlichen Frankreich widerstehen lernen, wenn man nicht jede Freude sich verbittern will; und Montpellier wäre wahrlich der beste Ort dazu, um sich dagegen recht abzuhärten.

Die Esplanade, eine lange schöne Allee, ist der schönste und reinlichste Theil der Stadt, und die an sie grenzenden Häuser sind großentheils zur Aufnahme der vielen Fremden eingerichtet, die hier bald längere bald kürzere Zeit ihrer Gesundheit wegen zu verweilen pflegen. Auch unser Hotel gewährte uns die Aussicht auf diese allgemein besuchte Promenade. Da wir eben zu Ostern anlangten, so hatten wir am ersten Feiertage Nachmittags die Freude, von unserem Balkone herab alles, was zum Mittelstande und zum Volke

gehört, dort lustwandeln zu sehen. Die feinere Welt ließ sich nicht blicken: denn ihr Spaziertag ist der zweite Ostertag. Die lange breite Allee wimmelte von fröhlichen Menschen, welche sich langsam auf und ab bewegten, bis die einbrechende Dämmerung sie alle nach Hause schickte, um dort ihren Salat, das gewöhnliche Abendessen der niedern Classen in Frankreich, mit den Ihrigen zu verzehren. Mäßiger ist keine Nation als die französische bei sich zu Hause; im Auslande zeigten sie sich freilich anders. In Deutschland braucht der gemeine Mann doch wenigstens Bier, Tabak, und eine Kegelbahn, um zu wissen daß es Feiertag ist; in Frankreich hat er das alles nicht nöthig. Unter der Menge festlich geschmückt einherwandeln, mit Frau und Kindern oder auch mit der petite amie; sehen und gesehen werden; Bekannte begrüßen; galant seyn gegen die Damen; denn Dame ist hier alles was zum weiblichen Geschlechte gehört, auch wohl der Erwählten seines Herzens einen Blumenstraus gratiös überreichen, und dafür einen freundlichen Blick und einen kleinen Knix erhalten: das ist es Alles, was der gemeine Franzose braucht, um eine Fete zu

haben, und dabei glücklich zu seyn wie ein Gott. Auch Abends auf ihren Tanzsälen herrscht Höflichkeit gegen die Damen, und eine feinere Sitte unter den Männern, die fast nie in wilde Trunkenheit und Schlägereien ausartet. Wir erinnern uns nicht einen recht betrunkenen Menschen in Frankreich gesehen zu haben. Das wärmere Klima ist wohl großentheils die Ursache dieser Mäßigkeit, weil Eis und kühlende Getränke dadurch ein größeres Bedürfniß werden als erhitzende Magenstärkungen.

Am folgenden Morgen spazierte die schöne Welt eben so am nämlichen Platze einher; wir bemerkten mehrere Bekannte darunter, suchten diese auf und genossen einen recht angenehmen Tag. Das Ende der Allee bietet eine sehr reiche Aussicht auf die, Montpellier umgebende herrliche Gegend; noch schöner aber ist der Blick vom Wasserschloß (Château d'Eau) am Ende des großen, im französischen Geschmack angelegten Gartens, den man wunderlich genug le Peyrou nennt, eine Benennung, die niemand uns erklären konnte.

Das Wasserschloß, ein gewölbtes, von allen Seiten offnes, tempelartiges Gebäude, grenzt hier

an den neuen großen Aquäduct, der das Trinkwasser aus einer Entfernung von zwei Stunden nach Montpellier führt, und macht eigentlich einen Theil desselben aus: denn ein in der Mitte des Gebäudes sich befindendes großes Becken dient ihm zum Ausfluß, und von dort wird das Wasser erst durch mehrere Röhren in der Stadt vertheilt. Es ist das reinste, durchsichtigste das wir jemals gesehen; das Gepräge einer Münze, die auf dem Boden dieses Beckens läge, würde man deutlich erkennen können. Der Aquäduct ist, bei aller Modernität, ein Werk der alten Römerzeiten würdig. Vom Wasserschloß übersieht man ihn in seiner ganzen Länge soweit das Auge reicht; er gewährt hier einen unbeschreiblich prächtigen Anblick. Bis zur Quelle hin erstreckt sich eine lange Reihe großer herrlich gewölbter Bogen von weißem Steine weit in das Land hinein, bald einfach, bald zwiefach, auch dreifach übereinander ruhend, je nachdem die Erhöhung oder Vertiefung des Bodens es erforderte. Das Wasser fließt in verdeckten steinernen Kanälen, die oben auf den höchsten Bogen ruhen, bis zu dem Bassin, in welches es sich ergießt. Dieses wunderbar große Meisterstück

der Architektur, die reiche, weit ausgebreitete Landschaft, die mit Schnee bedeckten Sevennen-Gebirge, seitwärts in blauer Ferne die Alpen und die Pyrenäen, gewähren von dieser Anhöhe eine Aussicht, die wir mit keiner andern zu vergleichen wissen; besonders Abends, wenn die sinkende Sonne alle die großen, mannichfaltigen Gegenstände verklärt.

Montpellier wird seit langer Zeit für den Sitz der Heilkunde in Frankreich gehalten; und mehrere berühmte Aerzte, besonders Wundärzte bewohnen immer diese Stadt, deren Luft in dem Rufe steht, vorzüglich gesund zu seyn. Aus allen Ländern Europens, besonders aus England, wallfahrten in Friedenszeiten wohlhabende Kranke hieher und hoffen Genesung. Dadurch tritt diese Stadt beinahe in die Reihe der Brunnenorte, obgleich hier keine heilende Quelle fließt. Zwei Meilen weiter finden sich zwar heiße Quellen, doch glauben wir nicht, daß sie viel benutzt werden, da wir nur wenig darüber erfahren konnten. Die Fremden, welche um ihrer Gesundheit willen nach Montpellier kommen, verweilen immer mehrere Monate, oft Jahre lang dort; sie werden gewissermaßen einheimisch, und tragen viel dazu be

das Einseitige aus dem geselligen Tone zu verbannen. Viele Häuser in der Stadt und den nächsten Umgebungen sind zu ihrem Empfange aufs bequemste eingerichtet, und ihre Besitzer beeifern sich, den sehr gern gesehenen Gästen den Aufenthalt so angenehm zu machen als möglich. Am wunderbarsten schien es uns, daß oft selbst aus Rußland vornehme Frauen nach Montpellier kommen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten; diese Vorsicht ist denn doch so weit getrieben als möglich.

Das Klima ist indessen in Montpellier lange nicht so mild, als der Ruf es verkündet; die Stadt liegt hoch, die Luft ist daher so fein und scharf, daß sie den an der Brust Leidenden durchaus schädlich, oft tödtlich wird. Selbst die hiesigen Aerzte läugnen das nicht, und viele traurige Erfahrungen bestätigen diese Behauptung. Das ganze Jahr hindurch weht oft Wochen lang der Mistral, ein eiskalter, bis ins innerste Mark dringender austrocknender Nordostwind, dessen Daseyn man auch in den Gebäuden empfindlich bemerkt. Selbst die gesündesten Menschen leiden durch ihn, und den Brustkranken wird er zur

peinlichsten Qual. Auch wir machten seine Bekanntschaft, mußten deshalb mehrere Tage lang am Kaminfeuer Schutz gegen ihn suchen, und empfanden selbst dort den Einfluß seines, alle Lebenskraft lähmenden, alle Nerven schmerzlich anspannenden Hauches. Im Winter ist die Kälte, der scharfen trocknen Luft wegen, hier sehr empfindlich, obgleich es selten Eis friert und noch seltner schneiet. Der Mangel an Holz macht das Einheizen kostbar und beschwerlich, doch hilft man sich wie man kann, mit allerhand Holzsurrogaten. Die langen Gebinde der abgeschnittnen Weinreben, die man immer in den Kamin nachschieben muß während sie an dem einen Ende brennen, geben eine helle lustige Flamme, die aber, so wie die von ihr ausströmende Wärme, nur Minuten lang währt. Die schon gebrauchte Gerberlohe, auch die Hülsen und Kerne der ausgepreßten Oliven werden in viereckige, dem holländischen Torf ähnliche Formen getrocknet und so als Brennmaterial benutzt. Die letzteren sollen vortrefflich brennen, viel Wärme und keinen Geruch geben; wir selbst aber haben es nicht versucht, damit Feuer zu machen.

Der Winter übt zum Glück hier nicht lange seine feindliche Gewalt; schon im Februar muß er unter diesem glücklichen Himmelsstrich dem Frühlinge weichen; diesem folgt ein, aller Beschreibung nach, beinahe unerträglich heißer Sommer. Daß er dies seyn müsse, bewiesen uns schon die Vorkehrungen, die wir in den Häusern wohlhabender Familien gegen die große Hitze getroffen sahen. Der Herbst ist auch hier des Jahres Krone und waltet bis tief im November, ja oft bis gegen Weihnachten mit heiterer Milde. Der Ueberfluß, die Mannichfaltigkeit und Vortrefflichkeit der Früchte, welche er bringt, besonders der Feigen, Trauben, Melonen und Pfirsiche, sollen alle Beschreibung übertreffen. Es kann auch nicht anders seyn: denn das ganze Land ist ein ungeheurer Garten voll der herrlichsten Pflanzen und Bäume. Wir sahen große Felder mit Centifolien-Rosen dicht bepflanzt, die hier zu köstlichen Essenzen in unglaublicher Menge von den Destilirern verbraucht werden, andere Felder mit Tuberosen, Heliotropen und andern stark duftenden Blumen, zu gleichem Zwecke. Viele andere Blumen, die Zierde unserer Gärten, wachsen zum

Theil hier wild, oder brauchen doch wenig Pflege. Außer den vielen Obstbäumen sieht man auch überall Gruppen anderer schöner Bäume. Viele von diesen tragen ihr grünes Kleid im Winter wie im Sommer. Zu diesen gehören vorzüglich die Myrte, die hier zum baumähnlichen Strauche heranwächst, der Olivenbaum, der Lorbeer, die Cypresse, und die Krone von allen, die immer grüne Eiche. Dieser herrliche Baum gleicht an Wuchs unsern deutschen Eichen mittlerer Größe, trägt eben solche Früchte, nur die Blätter sind kleiner und haben eine anders gezackte Form. Er liefert den größten Theil des wenigen Brennholzes, und es sieht sonderbar aus, wenn die starken mit nie welkenden Blättern bedeckten Zweige in Flammen auflodern.

Der hiesige botanische Garten enthält eine Menge seltener, schöner Pflanzen aus fremden Zonen, die aber alle hier trefflich gedeihen und zum großen Theil bald einheimisch werden. Er ist nicht groß, aber seine innere Einrichtung wird in wissenschaftlicher Hinsicht gepriesen.

In diesem Garten schläft Youngs früh verblühte schmerzlich beweinte Tochter Narcissa den langen Schlaf, weil damals mönchischer Aber-

glaube der Protestantin kein Grab in geweihter Erde vergönnen wollte. Wie Petrarca's Lieder der Liebe den Namen Laura, so bringen ihres Vaters nächtliche Trauergesänge den Namen Narcissa auf die Nachwelt, sie heiligten den Ort wo sie ruht, und weihten ihn der Unsterblichkeit.

Der Gedanke, daß hier die frühgebrochne Blume unter Blumen ruht, erschien uns so lange rührend und schön, bis wir ihr Grab besucht hatten. Ein enges, niedriges Gewölbe, ungern möchten wir sagen ein Loch in der Gartenmauer, dient zum Aufbewahren des Gartengeräths; verdorrtes Gesträuch, vermodertes Laub und was sonst noch beim Aufräumen eines Gartens zum gelegentlichen Verbrennen als nutzlos bei Seite geschafft wird, erfüllt dieses Behältniß, und unter diesem Kehricht-haufen bettete damals der Fanatism die schöne liebenswürdige Narcissa im Schooße der Erde. Noch immer dient das Behältniß seiner vorigen Bestimmung, die Einwohner Montpelliers denken nicht daran es wenigstens aufräumen zu lassen. Dies ist nicht recht; aber weit mehr noch empörte uns die Gleichgültigkeit der vielen reichen Engländer, die von jeher Montpellier besuchten, lange

dort verweilten und zum Theil ihre Gesundheit wiederfanden. Das Lob ihres berühmten Poeten führen sie ewig im Munde, prahlen damit oft, ohne ihn zu verstehen, aber Keiner nahm sich des heiligen Staubes der einzig geliebten Tochter an, Keiner war großmüthig genug ihm die Ehre eines einfachen Grabsteins zu verschaffen, der ihren Namen dem Fremden sagte, welcher jetzt mit verletztem Gefühle von der unwürdigen Stätte sich wegwendet wo sie ruht, und dabei überlegt, welche Summen ihre Landsleute jährlich wohl an Pferde oder Jagdhunde wenden.

Doch kehren wir von der Todten zu den Lebenden zurück, unter denen wir uns in dieser Stadt recht wohl befanden. Der gesellige Ton in Montpellier ist angenehm; viele der angesehensten Kaufleute der Stadt brachten mehrere Jahre in fremden Ländern, besonders in Deutschland zu, lernten fremde Sprachen, fremde Sitten kennen, und erwarben sich auf diese Weise eine Liberalität im Urtheil, eine allgemeinere Kultur des Geistes, die man in andern Städten Frankreichs in diesem Stande oft vermißt. Dieses und die Anwesenheit der vielen Fremden, verbunden mit

dem Bestreben der Einheimischen jenen ihren Aufenthalt angenehm zu machen, bringt ein erhöhtes Leben in den geselligen Verein dieser fröhlichen aufgeweckten Menschen. Auch in Montpellier ist niemand gern zu Hause allein. Das Visitenwesen wird daher nicht minder angelegentlich betrieben als in Bordeaux; kleine freundschaftliche Gesellschaften an einer nicht schwelgerisch, aber wohlbesetzten Mittagstafel, Abendzirkel, Thees und kleine Tanzpartien in Privathäusern wechseln täglich. Alle diese Zirkel sind mehr auf Freude als auf Ostentation berechnet, man macht sich das Leben so leicht und froh, wie man kann, aber wan wendet wenig auf den äußern Glanz, sowohl in der Kleidung als der Bewirthung seiner Gäste, doch ohne es dabei an Anstand und allem irgend Nöthigen fehlen zu lassen. Auch bemerkten wir in Privatzirkeln keine Spur der grenzenlosen Spielsucht, die in Bordeaux in allen Gesellschaften vorherrscht.

Außer den Privatzirkeln gewährt auch der Klub einen angenehmen Vereinigungspunkt. Für zwei Carolin Abonnement hat man darin den ganzen Winter über wöchentlich ein Concert und zwei

sehr hübsche Bälle. Der zu diesen Versammlungen bestimmte große hübsch decorirte Saal hat nur den Fehler, im Verhältnisse zu seiner Länge etwas zu niedrig zu seyn. Diesen Uebelstand wenigstens für das Auge zu mildern, sind an beiden Enden transportable Säulen von Holz angebracht, die bei Tanzgesellschaften weggenommen werden, um den Raum nicht zu verengen. Wir wohnten einem Concert in diesem Saale bei, welches in einem andern Lande vielleicht recht langweilig geworden wäre, oder wohl gar auf eine, für den Unternehmer verdrießliche Weise geendet hätte, hier aber gab ihm der hier so einheimische Frohsinn eine lustigere Wendung. Ein deutscher Musiker war es leider, der sich auf dem Pianoforte hören lassen wollte. Die ganze elegante Gesellschaft der Stadt hatte sich zahlreich versammelt und harrte des versprochnen Genusses. Da ergab es sich, daß fast alle welche den Künstler, seiner Versicherung nach, mit ihrem Spiele zu unterstützen versprochen hatten, nicht erschienen waren; daß er selbst auf seinem Instrument eben kein Hexenmeister sey, zeigte sich auch bald; die Musik stockte, eine Dame, welche den Künstler begleitete,

fing zwar an eine Arie zu singen, hörte aber gleich wieder auf, mit der in schlechtem Französisch ausgesprochenen Erklärung, ihr sey zu bange, sie könne nicht singen. Das ganze Auditorium brach hier in ein lautes Gelächter aus, lachte noch auf der Straße beim Nachhausegehen, und der verunglückte Klavierspieler schlich indessen mit der ganz ansehnlichen Einnahme in der Stille davon.

Ein sehr artiges Theater trägt viel zum frohen Lebensgenuß in Montpellier bei. Das Haus ist schön, groß und bequem eingerichtet, und die Truppe gehörte, wenigstens damals, zu den besten in den Provinzen Frankreichs. Ausgezeichnet gut war besonders das Ballet, die ersten der hiesigen Tänzer und Tänzerinnen würden sich selbst auf den größten Theatern mit Beifall haben zeigen können. Das Schauspiel ist ebenfalls hier unerhört wohlfeil; alle Einwohner der Stadt und die dort sich länger aufhaltenden Fremden sind dazu abonnirt; dadurch kostet der erste Platz in jeder Vorstellung ungefähr fünf Sous, oder zwei Groschen die Person. Mit diesem Abonnement hat aber noch Niemand einen bestimmten Platz in den Logen, jeder nimmt ihn, wo er ihn findet. Die

angesehensten Familien miethen sich daher, außer dem gewöhnlichen Abonnement, noch eigne Logen, die etwa das Jahr über auf fünfhundert Franken zu stehen kommen. Diese Logen sind indessen so geräumig, so bequem zum Sehen eingerichtet, daß immer mehrere Familien in Gemeinschaft eine miethen, so daß dadurch auch diese Erhöhung des Eintrittpreises für den Einzelnen höchst unbedeutend wird. Das Schauspielhaus ist bei dieser Einrichtung immer mit Zuschauern angefüllt, aber man betrachtet es deshalb auch mehr als einen gesellschaftlichen Versammlungsort, und bekümmert sich nur bei außerordentlichen Anläßen um das, was auf der Bühne vorgeht. In den Logen stattet man Besuche ab, nimmt und präsentirt Erfrischungen, lacht, plaudert, oft so laut, daß die Conversation in den Logen die auf dem Theater überstimmt.

Nicht nur die Vergnügungen, auch das Leben überhaupt ist in Montpellier sehr wohlfeil. Nach allem, was wir darüber von unsern hiesigen Bekannten erfuhren, braucht eine Familie von sechs Personen kaum acht tausend Franken, um anständig und bequem zu leben, die nöthigen Bedien=

ten zu halten, und sich keine gesellige Freude zu versagen. Viele erkünstelte Bedürfnisse der vornehmen Welt kennt man in Montpellier nur dem Namen nach, weil sie dort überflüssig und nicht gebräuchlich sind. Dahin gehören prachtvolle Kleidung und Hausgeräth, Equipage und hohes Spiel. Mit allem, was zum eigentlichen Bedürfnisse des Lebens gehört, hat die Natur dies schöne Land überschwenglich reich begabt. Leichte seidne Zeuge, welche die Wärme hier zum bequemsten Stoff für die Kleidung macht, sind wohlfeil, denn der Seidenwurm ist in diesem Lande zu Hause; Wein, Oel, Weizen, die auserlesensten Früchte wachsen im Ueberfluß, und Seefische, Austern, Wild, Geflügel und vortreffliches Rindfleisch, sind hier ebenfalls zu wohlfeilen Preisen in Menge zu haben.

In der wärmsten Jahreszeit flüchten die angesehensten Familien auf's Land, in ihre nahe an der Stadt gelegenen, zum Theil sehr hübschen Landhäuser, und entgehen dadurch der alsdann sehr unangenehmen Atmosphäre, so wie der drückenden Hitze ihrer engen schmutzigen Straßen. Diese freundlichen, blendend weißen Landhäuser, welche überall von Gärten umgeben zerstreut lie-

gen, tragen viel zur Belebung und Verschönerung der nächsten Umgebungen Montpelliers bei. In einem der schönsten, Château bon genannt, verlebten wir bei den Besitzern desselben einige sehr angenehme Stunden. Von der breiten Terrasse vor dem Hause übersieht man die fruchtbare Ebene, in der Ferne das mittelländische Meer, und seitwärts dunkelblaue Gebirge. Mit Früchten und Blüthen beladene, hohe Orangenbäume standen jetzt schon, zu Anfange des Monats April, im Freien. Im Winter müssen die geräumigen Gewölbe unter dem Hause ihnen einige Monate lang Schutz gegen die Kälte gewähren; denn sie ganz im Freien zu lassen, erlaubt das hiesige Klima noch nicht. Neben dem Hause, unter hohen, dicht belaubten, immer grünen Eichen, ruht auf dieser Terrasse ein beweinenswerthes Opfer der Unwissenheit der Aerzte, welche die an der Brust leidende Kranke von Riga nach Montpellier schickten, wo die scharfe, feine Luft ihr tödtlich werden mußte, und auch nach kurzem Aufenthalt sie in ihrem zwei und zwanzigsten Jahre in's Grab legte. Ueberall in Montpellier gedachte man noch der Schönheit und Liebenswürdigkeit, aber auch der

Leiden dieser allgemein geachteten jungen Frau von E... mit inniger Theilnahme. Auf Bitten einer sie begleitenden Freundin, gewährte der Besitzer von Château bon ihrem entseelten Staube dies stille Ruheplätzchen unter grünem Rasen, und ihr Andenken tritt nie störend in die gesellige Freude, die oft auf diesem schönen Platze herrscht.

Auf dem Kirchhofe in Montpellier ist nicht gut ruhen; die Todten werden nicht lange in ihren Gräbern gelassen, am wenigsten die Protestanten, wenn ja der Fanatismus, aus besonderer Nachsicht, ihnen ein abgelegnes Winkelchen an der Mauer einräumt. Darum lebt sich's zwar recht gut in dieser Stadt, aber vor dem Sterben muß man sich hüten, oder doch wenigstens bei Zeiten sich für den Nothfall ein einsames Ruheplätzchen, fern vom Gebiete der Mönche in irgend einem Garten, auszumitteln suchen.

Die sehr geräumigen, zur größten Hälfte unter der Erde gebauten Souterrains von Château bon bewiesen uns auf's Neue, wie sehr man hier die Hitze im Sommer scheut, und wie groß sie deshalb seyn muß. Sie sind alle zu Wohnzimmern eingerichtet, und werden im Sommer

als solche benutzt. Im größten dieser Zimmer sprudelt eine silberreine kühle Quelle aus der Mauer hervor, und fällt freundlich plätschernd in ein darunter angebrachtes artiges steinernes Becken.

Ausflucht nach Cette.

Montpellier nimmt zwar unter den französischen Handelsstädten einen nicht unbedeutenden Rang ein, dennoch findet man dort fast keine Spur von dem geschäftigen Treiben und Gewühl, welches der Handel sonst um sich her zu verbreiten pflegt. Eigentlich ist aber auch diese Stadt nur der Wohnplatz der Handelsherren, die in dem nicht weit entfernten Cette dicht am Hafen ihre Comptoire, ihre Magazine, ihre Fabriken haben, und nur von Zeit zu Zeit herüber fahren, um nachzusehen, wie ihre Associés oder Diener dort alles besorgen. Wir hielten es wohl der Mühe werth, auch diese Stadt und das Meer in der Nähe zu sehen, und nahmen also gern den Antrag eines Bekannten aus Montpellier an, mit ihm an einem frühen Morgen hinüber zu fahren.

Der Weg nach Cette läßt sich bequem in drei Stunden zurücklegen; in Montpellier hält man ihn für sehr unangenehm; wir fanden ihn nicht so, freilich wohl vom Reize der Neuheit ergriffen. Bis zu einer gewissen Entfernung von der Stadt bleibt die Gegend noch immer fruchtbar und interessant. Manche aus grauer Vorzeit stammende Sage, die hier einheimisch ist, lebt noch im Munde des Volkes, und leiht ihr jenen geheimnißreichen Zauber, dem wir uns um so lieber hingeben, je schwankender und unbestimmter die Gestalten sind, die in seinem Dämmerlichte sich uns zeigen.

So wurden denn auch die malerischen Trümmer einer uralten Burg, an denen unser Weg uns vorüberführte, für die Ueberbleibsel eines Palastes ausgegeben, den vor langer Zeit ein alter König von Majorka sich erbaut haben sollte, um darin alljährlich die heißeste Sommerzeit zuzubringen, und wir, unbekümmert um Namen, Jahreszahl und Wahrscheinlichkeit, freuten uns gläubig der Weisheit des alten Herrn, der dieses wunderliebliche Fleckchen zu finden und zu wählen verstanden hatte.

Etwas weiter hin erblickten wir auf der Spitze eines hohen, unzugänglich scheinenden Felsens einiges alte verwitterte Gemäuer. Dort, wo kein Ton des Lebens hinaufdringt, kein Vogel singt, kein Grashalm keimt, wo selbst die genügsame Zikade verschmachten müßte, dort, heißt es, hat Peter der Eremit Jahre lang gelebt, und jene alten Steine sind die Trümmer seiner Wohnung. Von diesem Felsen aus, sagte man uns, trat er im Jahre 1093 jene Wallfahrt nach Jerusalem an, von der er späterhin zurückkehrte, um mit hinreißender Beredsamkeit dem Papst Urban dem Zweiten das Elend der im Orient lebenden Christen an das Herz zu legen. Ergriffen von dem Enthusiasmus des frommen Mönchs, entzündete Papst Urban die Welt mit dem nämlichen Feuer, das zuerst, vielleicht auf dieser stillen Felsenhöhe, in Peters Brust aufgelodert war; unzählbare Heerscharen, aus allen Ländern, von allen Nationen, zogen von ihm entflammt, unter dem lauten Rufen: Gott will es! von der Versammlung zu Clermont aus, mit dem festen Vorsatz, die Schmach und das Elend der Brüder im Morgenland zu enden und zu rächen.

Jahrhunderte vergingen, Tausende von Menschen fielen dem Schwerdt und ansteckenden Krankheiten zur Beute, und wahrscheinlich waren nicht zwei Stäubchen von des heiligen Mönches Gebeinen noch bei einander, als noch immer der Nachhall seines frommen Eifers die Welt in Aufruhr erhielt, und der Sturm fortfuhr zu toben, der zuerst von dieser Fesenspitze ausgegangen war.

Gleich hinter den Trümmern der Wohnung des frommen Eremiten beginnt eine traurige Einöde; Felsenstücke und unfruchtbare Steine bedecken das Land rings umher; so weit das Auge reicht, breitet sich eine graue Wüste aus, in der jede Spur des Lebens verschwindet. Unser Weg führte hart am Ufer eines todtstillen Landsees hin; nicht ein Gräschen zierte das steinige Ufer desselben, kein Fisch sprang erglänzend im Sonnenschein aus dem bittern, trüben Wasser auf, aber auch in diese unfreundliche Wüste fiel ein abendröthlicher Strahl aus einer längst untergegangenen fabelhaften Zeit, und erhellte sie uns mit seinem rosigen Schimmer.

Jenseit des Sees, über das steinige Ufer hin, welches dort, wie hier, ihn begrenzte, ward das

offne Meer uns zuweilen sichtbar, uud ein dunkler Punkt im Schooße desselben, den wir bald für eine kleine Insel erkannten, erregte unsre Aufmerksamkeit. Es war die Insel der schönen Magelone, der frommen, treuen Geliebten Peters von der Provence, deren Lebens- und Liebesgeschichte hier noch in alten provençalischen Romanzen im Munde des Volkes lebt und auch dem Norden selbst nicht unbekannt blieb. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts, gehörte sie bei uns zu jenen Sagen, an denen damals Jung und Alt sich ergötzte, und deren rührende Einfachheit man in unsern Tagen vergeblich sich bestrebt, nachahmen zu wollen.

Magelone war heimlich mit ihrem Geliebten vom Hofe ihres Vaters, des Königs von Neapolis, entflohen, um nicht gezwungen zu werden, die jenem gelobte Treue zu brechen. Bei nächtlicher Weile, mitten in einem dunklen Walde, trennte ein grausames Mißgeschick die Liebenden; der junge Ritter, Sohn des damals die Provence regierenden Grafen, fiel Seeräubern in die Hände, und ward zu den Heiden in die Gefangenschaft geschleppt. Trostlos jammernd in bangem Verza-

gen wanderte Magelone als Pilgerin durch Städte und Länder, immer den Geliebten suchend, nimmer ihn findend. Sie durchzog Italien, sie wanderte sogar bis Rom, immer vergeblich. Endlich führte ihr Geschick sie auch auf jene Insel, die wir vor uns liegen sahen, und die noch ihren Namen trägt. Magelone hatte ihre schönen goldgelben Locken in Zöpfe geflochten und unter einem dichten dunkeln Schleier verborgen, die zarten Glieder verhüllte das grobe härne Gewand einer Büßenden; in dieser Gestalt begab sie auf dieser Insel sich in ein Hospital, zur Pflege der Schiffbrüchigen errichtet, die der Sturm oft an diese Küste warf, und weihte Jahre lang ihr Leben der Pflege der Elenden und Kranken.

Matt, sterbend beinahe, ward einst ein Verlaßner zu ihr getragen, das rohe Schiffsvolk hatte auf der Insel ihn hülflos liegen lassen, als es gelandet war, um frisches Wasser einzunehmen, eine bleiche verfallene Jammergestalt. Magelone nahm den Armen auf, sie pflegte seiner mit frommem Eifer, und er begann zu genesen. Doch so wie die Rosen der Gesundheit auf seinen bleichen Wangen wieder anfingen zu erblühen, däm-

merten auch zugleich bekannte liebe Züge in seinem Gesichte auf, und immer ähnlicher und ähnlicher ward er dem geliebten Bilde des Verlornen, das Magelone in ihrem reinen frommen Herzen treulich bewahrt hielt. Seine Reden drückten zuletzt ihren Ahnungen den Stempel der Gewißheit auf. Die fromme Prinzessin eilte in ihre einsame Kammer, die sie sorgsam verschloß; unter heißen Thränen des Dankes gegen Gott lösete sie ihre goldenen Locken auf, legte ihre königlichen Gewänder und das reiche Geschmeide an, die sie heimlich verwahrt hielt und trat dann in strahlender unveränderter Schönheit in das kleine dunkle Krankenzimmer zu dem Genesenden hinein.

Ihr ahnendes Gemüth hatte sie nicht getäuscht, es war Peter von der Provence. Im festen Vertrauen auf Gott, war er nach Jahrelang erlittenem unsäglichen Trübsal in einem kleinen Kahn aus der Sclaverei entflohen. Ein vorübersegelndes Schiff ward in der weiten Meereswüste seiner gewahr und nahm ihn auf; und da er unterwegs erkrankte, setzte es ihn auf der Insel aus, wo treue Liebe hoffnungslos seiner harrte.

Die Wiedervereinten eilten zum Grafen von

der Provence, der Jahrelang um den verlornen Erben seiner Güter und seines Reiches getrauert hatte, und nun mit Entzücken ihn und die fromme schöne Tochter in seine zitternden Arme schloß. Auch der König von Neapolis ließ sich leicht versöhnen, und gab den Liebenden seinen väterlichen Segen. Magelone und Peter von der Provence führten von nun an ein langes beglücktes und beglückendes Leben. Sie ließen das Hospitium auf der Insel vergrößern, beschenkten es königlich und erbauten dicht daneben sich einen Palast, von dem noch Spuren vorhanden seyn sollen, in welchem sie alljährlich, zur schönsten Sommerzeit, das Fest ihrer Wiedervereinigung mit einander feierten.

Die Erzählung aller dieser Legenden und Sagen half uns freundlich über die anderthalb mühsamen Stunden hinweg, die wir zwischen den öden Steinen die uns umgaben hinbringen mußten, bis plötzlich und unerwartet das Städtchen Frontignac dicht vor uns lag, mitten in dieser gräulichen Steinwüste, die anmuthigste lieblichste grüne Oase die sich erdenken läßt. Mitten in seinen Weingärten, welche sich bis dicht an

die Mauern hinziehen, liegt es gar freundlich, wie in einem ruhigen grünen Laubneste, umringt vom Graus der Zerstörung. Der süße liebliche Wein der hier wächst ist allbekannt, und wird von Cette aus weit und breit verführt. Gleich hinter Frontignac fängt die Steinwüste wieder an, doch währt es jetzt nicht lange, bis man Cette erreicht hat.

Zwischen einem Landsee und dem weiten mittelländischen Meere, dessen Wogen ihre Mauern bespülen, liegt diese Stadt hingeschmiegt am Fuße eines schwarzen Marmorfelsens, der, steil und wunderbar geformt, sein dunkles, mit einer Citadelle bekröntes Haupt hoch in die Lüfte hebt. Rings umher ist kein einziger Baum und überhaupt wenig Spur von Vegetation zu erblicken. Der Kanal von Languedoc fließt beträchtlich breit durch die Stadt und vereinigt sich hier mit dem Meere. Er und einige an seinem Ufer erbaute Windmühlen geben der Gegend etwas Holländisches, das mit dem hohen Felsen und den übrigen durchaus südlichen Umgebungen sonderbar contrastirt.

Die Stadt Cette ist klein, ihre Straßen sind enge und dumpfig, die Häuser hoch und düster;

alles sieht öde und unbeschreiblich schmutzig darin aus, nur auf dem am Canal sich hinziehenden Quai ist Leben und Bewegung. Dort wimmelt es von Matrosen und Lastträgern, die geschäftig hin und her laufen, um die Waaren in und aus den am Quai vor Anker liegenden Schiffen zu laden. In der Stadt scheint wenig Freude zu wohnen; die größten Häuser gehören den Einwohnern von Montpellier; sie stehen fast alle öde da, und sind mehr zu Magazinen als zum Bewohnen eingerichtet. Alle, die es können, fliehen diese graue Steinwüste und eilen dem freundlichen Montpellier zu, sobald die Geschäfte es erlauben, um dort zu genießen, was sie durch emsigen Fleiß in Cette erworben, und nur die ärmere Classe der Einwohner lebt für beständig hier. Eine unglaubliche Menge Branntwein wird in Cette gebrannt und destillirt: denn dieser Ort versorgt die halbe Welt mit allen Gattungen Liqueurs.

Nachdem wir uns in der Stadt hinlänglich umgesehen hatten, gingen wir an den Hafen. Geboren am Strande der Ostsee, gewöhnt an den Anblick des Nordmeers, war uns dennoch hier, als sähen wir zum ersten Male dieses mächtigste

der Elemente. Noch gewaltiger ward der Eindruck, als wir auf der langen, schmalen Felsenzunge hingingen, die den Hafen vom offnen Meere trennt, bis zu der, auf ihrer Spitze erbauten kleinen Citadelle. Bis jetzt erschien uns immer das dunkle Grün der Wogen, auf den Seestücken Vernets und andrer berühmten Maler, als unnatürlich und übertrieben; hier sahen wir es in der Wirklichkeit, reiner, glänzender, smaragdner, als irgend ein Maler es auszudrücken vermag. Die, gleich Bergen gewaltig sich thürmenden Wellen schienen uns nicht nur in der Farbe, auch in der Form weit herrlicher und größer, als wir je die der Ostsee oder des Nordmeers erblickten. Der Wind wehte heftig; das Meer brauste laut tobend in majestätisch wilder Bewegung. Schäumend, wie mit glänzenden Perlen gekrönt, stieg die Brandung zu Bergeshöhe hinan und brach dann zusammen an dem felsigen Ufer, gegen welches sie immer mit neuen Wogen heran stürmte, als wolle sie es in seiner Grundfeste zerstören. Noch tobender brausten die Wellen an einem, den Schiffen höchst gefährlichen, quer vor dem Eingang des Hafens liegenden Felsenriffe.

Erhabeneres hat die Natur nichts aufzuweisen, als diesen Anblick des in seinen tiefsten Tiefen empörten Meers. Wir staunten in stiller Betrachtung, und hatten keine Worte für das Gefühl, das mächtig uns ergriff. Dann blickten wir auf die im Hafen vor Anker liegenden, und dennoch wild hin und her geworfenen Schiffe; sie kamen uns so klein, so armselig vor, daß wir nur mit Schaudern daran denken konnten, wie wir uns noch vor wenig Monaten, auf eben so zerbrechlichen Brettern, diesem furchtbaren Elemente zu vertrauen gewagt hatten.

Der Hafen von Cette ist sehr geräumig und tief, bei stillem Wetter sieht man oft Delphine, von der Sonne beglänzt, in seinen klaren, grünen Fluthen spielen, aber auch der Tiger des Meeres, der furchtbare Hayfisch, schleicht sich nicht selten hier ein und bringt den Badenden Gefahr, die sich dennoch dadurch nicht abschrecken lassen. Vor mehrern Jahren badete ein englischer Matrose in dem stillen klaren Wasser, da gewahrten seine Kameraden am Schiffsbord mit unaussprechlicher Angst, wie ein großer Hayfisch dicht unter ihm daher geschwommen kam, sie riefen ihm zu, in

einer immerwährenden heftigen Bewegung zu bleiben, als das einzige mögliche Mittel seiner Rettung, und warfen ihm schnell ein Seil zu, um ihn daran hinauf zu ziehen. Schon war der Unglückliche über das Wasser gehoben, da sprang das Ungeheuer hoch auf aus der Fluth, schnappte nach ihm, und die Rettung seines Lebens war mit dem Verluste eines Beines erkauft.

Auf dem Rückwege von der Citadelle, traten wir in das ein wenig in den Hafen hinein gebaute Gesundheitsamt, an welchem die Schiffer bei ihrer Ankunft in einer Schaluppe anfahren und ihre Pässe vorzeigen müssen, ehe sie landen dürfen. Jedes Schiff, welches aus einer, der Gesundheit wegen verdächtigen Gegend kommt, oder auch nur auf der See mit einem, aus solchen Gegenden kommenden auf irgend eine Weise in Berührung gerathen ist, muß vierzig Tage lang, an einer dazu bestimmten entfernten Gegend des Hafens vor Anker liegen bleiben. Bei Lebensstrafe darf niemand von den Passagieren oder der Mannschaft vor Ablauf dieser Zeit ans Land kommen, und wer vom Lande aus es besucht, der muß am Bord bleiben und die Quarantaine mit

aushalten. Stirbt in dieser Zeit ein Mensch auf solch einem Schiffe, und wäre es am vierzigsten Tage, so fängt die Quarantaine von neuem an, und es muß abermals vierzig Tage lang an der Stelle liegen bleiben. Frische Lebensmittel werden auf Verlangen vom Gesundheitsamte hinunter in die Böte geworfen, Briefe mittelst einer langen Stange abgenommen, gleich durchstochen und in starken Essig getaucht, ehe man es wagt, sie zu öffnen oder abzugeben.

Wir sahen aus der Ferne ein türkisches Schiff auf dem Quarantaine-Platz vor Anker liegen. Diese und die Algierer, welche oft hier einlaufen, um Proviant zu holen, dürfen nie landen, sie würden ohne Weiteres von der Citadelle aus in den Grund geschossen werden, wenn sie einen solchen Versuch wagen wollten. Die auf das heimliche Landen der Schiffsleute gesetzte Strafe wird streng und schnell vollzogen. Vor mehrern Jahren schlich sich ein Schiffer vor Ablauf der Quarantaine ans Land, um seine Frau einige Tage früher zu sehen; er ward entdeckt, mußte mit seiner Schaluppe vor dem Gesundheitsamte erscheinen, und ward von dort aus ohne weiteren

Proceß auf der Stelle erschossen. Seitdem hat es keiner gewagt ein Aehnliches zu unternehmen. Diese Strenge, so furchtbar sie erscheint, ist hier, in der gefährlichen Nähe des Orients, höchst nothwendig; sogar menschenfreundlich wird man sie finden, unerachtet der anscheinenden Grausamkeit, wenn man die ganze Gräßlichkeit des Unglücks überdenkt, welches weichliche Nachsicht über Millionen Menschen bringen könnte.

Vom Hafen folgten wir unserem freundlichen Führer in das Haus, welches er auch in Cette besitzt, und wurden dort von ihm mit wenigstens zwanzig Arten Muscheln, Austern und Fischen bewirthet, von denen die größte Anzahl uns bis jetzt noch unbekannt geblieben war. Frisch aus dem Meere gezogene und in Oel gebratene Sardellen erschienen uns als etwas Neues und gefielen uns auch in dieser Gestalt recht wohl; aber mit wahrem Bedauern sahen wir die schönen kleinen goldnen Fische in der Schüssel gesotten liegen, die wir sonst nur lustig spielend, in crystallnen Kugeln, als freundlich gepflegte Lieblinge und Hausgenossen zu sehen gewohnt waren.

Am nämlichen Abend erreichten wir Mont-

pellier noch früh genug, um im Schauspielhause die Wiederkehr des Frühlings in einem recht artigen Ballet gefeiert zu sehen. Wenige Tage darauf verließen wir diese Stadt, in der es uns so wohl gegangen war, um unsere Reise nach Marseille fortzusetzen.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main sind folgende empfehlenswerthe Schriften erschienen und um beigesetzte Preise durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Adrian, Prof., Skizzen aus England. Erster Theil. Mit 3 Kupfern. Geh. Rthlr. 1. 18 ggr. oder fl. 3.

Diese Skizzen reihen sich an die früher erschienenen «Bilder aus England» von Adrian. 2 Theile.

Auffenberg, Freiherr von, der Renegat von Granada. Dramatisches Nachtgemälde in 5 Abtheilungen. Geh. Rthlr. 1. 18 ggr. oder fl. 3.

Byron's Bildniß von C. Barth. 16 ggr. oder fl. 1. 12 kr.

Kupfersammlung zu *Cooper's* Werken. Erste Lieferung in 12 Blätter zum Spion, Letzten der Mohikaner, Ansiedler, Lootsen, Lionel Lincoln und zur Steppe 20 ggr. oder fl. 1 24 kr.

Kupfersammlung zu W. *Irving's* Werken. Erste Lieferung in 8 Blätter zum Skizzenbuch, Bracebridge-Hall, Eingemachtes und zu den Erzählungen eines Reisenden. 16 ggr. od. fl. 1. 12 kr.

Diese meisterhaft ausgeführten Kupferstiche eignen sich ganz vorzüglich zu Titelkupfern vor die Werke selbst. Cooper's Werke, 63 Bändchen, kosten auf Velin Rthlr. 11. 8 ggr. oder fl. 17. 48 kr; auf Druckpapier Rthlr. 7. 15 ggr. od. fl. 12. 12 kr. Irving's Werke, 40 Bdchn, kosten auf Velin Rthlr. 7. 12 ggr. oder fl. 12. 30 kr.; auf Druckpapier Rthlr. 5. 8 ggr. oder fl. 8. 42 kr.

Oettinger, E. M., das schwarze Gespenst. Taschenbuch für Satire, Ironie und Persiflage ohne Goldschnitt, für 1831. Mit 1 Musikbeilage. 2 Abtheilungen. Gebunden. Rthlr. 2. 8 ggr. oder fl. 4.

Serrius, Dr. A., Eloa. Weihestunden der Andacht und des Gebets. Mit 1 Kupfer von Fleischmann. Geh. 12 ggr. oder 48 kr.

Dieses Werkchen athmet die reinste Gottesfurcht, und spricht diese in poetischen und melodischen Klängen aus, so daß neben der Erhebung des Gemüths auch die Bildung des Geistes gefördert wird.

Weitzel, J., Scherz und Ernst zur Charakteristik unserer Zeit. Geh. Rthlr. 1. 18 ggr. oder fl. 3.

Diese Schrift ist besonders in gegenwärtiger Zeit für jeden Gebildeten vom höchsten Interesse.

Adrian, Dr., Erzählungen. Inhalt: 1) Die drei Schwestern. 2) Emmy. 3) Die schöne Pilgerin. 4) Azariel und Azala. 5) Geschichte der Prinzessin Florine. 6) Alfouran. 7) Molly. 8. 1821. Rthlr. 1. od. fl. 1. 40 kr.

Bandello's Novellen. 3 Theile. Zweite vermehrte Auflage. 3 Thlr. oder fl. 5.

Catullus, übersetzt von Konrad Schwenck. Anhang: Sechster Gesang der Odyssee. gr. 12. Auf geglättetem Velin Rthlr. 1. oder fl. 1. 48 kr. Auf Druckpap. 16 ggr. od. fl. 1. 12 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schopenhauer, Johanna,

Sämmtliche Schriften

Bd.: 17

Leipzig [u.a.] 1834

Opp. 557 m-17/18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604654-6